

Alsatia

für

1852.

von

August Stöber.

Inhalt:

Stuttgart,
bei Franz Köhler, Buchhändler.
1851.





Alsatia,

Jahrbuch

für

elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte
Sprache und Kunst,

im

Vereine mit vaterländischen Schriftstellern,

herausgegeben

von

August Stöber.

1852.



Mülhausen,

Druck und Verlag von J. P. Rißler.
Zu haben in allen Buchhandlungen des Elsasses,
Deutschlands und der Schweiz.

Vorwort.

Der Herausgeber hat die Freude seinen theuern Landsleuten hiemit diesen neuen Jahrgang der Alsatia anbieten zu dürfen. So wie die beiden vorigen [1], soll auch der gegenwärtige, einerseits, ein lebendiges Bild der Vergangenheit unseres Landes in Sage und Alterthumskunde geben; sodann aber, sich durch eine fortlaufende Schilderung der volksthümlichen Sitten, Gebräuche und abergläubischen Meinungen im Elsasse, an die Gegenwart anschließen; zur Beibehaltung und Wiedererweckung mancher oft so poetischen und sinnvollen dieser Sitten und Gebräuche anregen, aber auch zur Ausrottung der unwürdigen, schädlichen Vorurtheile des Aberglaubens kräftig beitragen.

Andere Abtheilungen sind der Schilderung einzelner, bisher wenig bekannter und behandelter Begebenheiten aus der elsässischen Geschichte, biographischen Aufsätzen be-

[1] Die Neujahrs-Stollen sind nemlich in einer zweiten Auflage, unter dem Titel Alsatia für 1850, für eine deutsche Buchhandlung gedruckt worden.

rühmter Landsleute, dem Abdrucke älterer interessanter Urkunden aus öffentlichen oder Privat-Archiven gewidmet.

Auch sollen ungedruckte oder in älteren selten gewordenen Schriften enthaltene Volkslieder und charakteristische Dichtungen, nach und nach von der Alsatia veröffentlicht werden, wie dieß schon voriges Jahr, und jetzt wieder, durch die Mittheilung der frommen, treuherzigen und tiefpoetischen „Geistlichen Gesänge" geschehen ist, die alle vier wahrscheinlich elsässiche Dichter zu Verfassern haben.

Zur Kenntniß unserer naiven und kernigen Volksmundart, welche, bei einem, allen Gauen gemeinsamen Grundzuge, je nach den frühern Volksstämmen die es bewohnt, doch so große Verschiedenartigkeit darbietet, ist, in diesem Jahrgange, eine eigene Rubrik eröffnet, zu deren künftigen Bereicherung wir unsere Bitte an alle Freunde des Elsasses richten, von den nördlichen Gauen an, wo der pfälzische Dialekt der Schriftsprache am nächsten kommt, durch die fränkischen und allemannischen Gebiete hindurch, bis an die südliche Landesscheide, wo die Nachkommen der Raurachen, im rauhen aber kraftvollen und von fremdartiger Mischung freigehaltenen Lauten und Formen reden, und welche diesmal die so originell, in Oberlarger Mundart erzählte Sage vom Männlein auf dem Blochmund bezeichnet ist.

Der Ueberfluß an Stoff, ließ den Herausgeber eine andere Rubrik noch bei Seite legen, welche ebenfalls ein Spiegelbild unseres Volkslebens, in älterer und neuerer Zeit abgeben möchte, und in welcher der Volkswitz und Volkshumor in seinen verschiedenen Richtungen und Aeußerungen einen Sprechsaal erhalten soll. Oertliche Eigenthümlichkeiten, charakteristische Anekdoten, Redensarten, ein reichhal-

tiges Verzeichniß der bezeichnendsten Spitznamen elsässischer Ortschaften, so wie andere Denkmäler des Volksgeistes, sollen dabei namentlich berücksichtigt werden.

Die Chronik, am Schlusse des Buches, wird jedes Jahr alle dem Zweck der Alsatia entsprechenden Erscheinungen der geistigen Thätigkeit im Elsasse, wie sie sich sowohl in Druckwerken als in bildlicher Darstellung kund gibt, in möglichster Vollständigkeit besprechen, und auch alle archäologischen Entdeckungen im Elsasse anzeigen.

Der ferneren Mitwirkung der bewährten Freunde L. Schneegans und G. Mühl, so wie der neu hinzugetretenen, in verschiedenartiger Richtung thätigen Mitarbeiter Ohleyer und Christophorus gewiß, läßt der Herausgeber eine abermalige Einladung an alle ergehen, welche für die in der Alsatia zu besprechenden Fächer Interesse haben, ihn mit Rath und That unterstützen zu wollen, wie dies von Mehreren schon auf erfreuliche und dankenswerthe Weise geschehen ist.

Frei von Vorurtheil und Parteisucht, dem Geiste der Wahrheit gemäß, und in würdiger Sprache, sollen auch in Zukunft alle Resultate der Forschung in den entsprechenden Gebieten, dankbar aufgenommen werden. Gerechtem Tadel, wirklicher Berichtigung und etwaigen Ergänzungen, seine eigenen Versuche zunächst betreffend, wird der Herausgeber stets ein offenes Ohr leihen, da ihm selbstgefälliges und unfehlbar sich dünkendes Wesen von Grund aus abgeht. Nur durch das vielseitige Mitwirken Anderer ist ihm ja die Veröffentlichung seiner letzten Arbeiten möglich geworden.

Schließlich bedauert der Herausgeber, daß er nicht in den Stand gesetzt werden konnte, die im vorigen Jahrgange ver-

sprochene Biographie Strobels mitzutheilen. Der Straßburger Freund, welcher dieselbe zu schreiben unternommen und durch seine Amtspflichten und eine größere literarische Arbeit abgehalten worden ist, wird hoffentlich im nächsten Jahre sein gegebenes Wort lösen können.

August Stöber.

Mülhausen, 1. Dezember 1851.

I.

Des Straßburger Buchdruckers

Bernhard Jobin's

Vertheidigung deutscher Kunst wider die Geringschätzung derselben von Seiten der Italiäner. Gedruckt als Vorrede zu den im Jahr 1573 durch ihn veröffentlichten Abbildungen der römischen Päbste,

nebst einem Auszuge

aus

D. Specklins Vorrede zur Architektura,

eingeleitet

von

Ludwig Schneegans.

Im Jahre 1568 hatte Giorgio Vasari, der als Maler und Architekt, und mehr noch als Schriftsteller berühmte Florentiner, seine bekannte und viel gepriesene Geschichte der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister Italiens im Drucke herausgegeben.

Voller Bewunderung für die großen Meister, welche sein Vaterland, in jeglichem Kunstfache, hervorgebracht; voller Stolz auf die hohen Verdienste, welche sich dieselben um die Kunst erworben, und auf die zahllosen Kunstschätze und Meisterwerke, welche damals, in noch weit größerem Maße als heutzutage, Italiens Städte, Kirchen und Palläste schmückten, überfloß Vasari von Lob und Preis für seine Stammgenossen. Mit gerechtem Lobe erwähnt er, so viel es ihm möglich war, Alles dessen was sie gethan, seit Jahrhunderten, zur Ausbildung, zur Veredlung und zur Fortpflanzung der Künste; und, mit eben so gerechter Anerkennung, muß die Nachwelt, mit ihm eingestehen, daß, in der christlichen Kunstgeschichte, ein anderes Land es Italien zuvorgethan, ja selbst daß, in der mittelalterlichen und neuern Kunst, die Italiäner sämmtliche Völker Europas überstrahlen an Ruhm und Genie.

Oefters jedoch ließ auch Vasari sich allzuweit fortreißen in seiner Vorliebe und in seinen Lobeserhebungen zu Gunsten seiner Landsleute. Oefters sogar spricht er beinahe mit einer gewissen Geringschätzung von den Leistungen der übrigen Völker im Gebiete der Kunst. Mehr denn einmal vergrößert und überhebt er die Verdienste der welschen Meister auf Unkosten ihrer ausländischen Kunstgenossen; mehr denn einmal schreibt er ihnen den Ruhm von Erfindungen und Vervollkommnungen zu, welche die Geschichte, in ihrem unabänderlichen Urtheilsspruche, den Letztern zueignen muß. Mehrentheils zwar mag ihn wohl, wie ihm ziemlich allgemein und mit vollem Recht vorgeworfen wird, die, den Italiänern eigene und, nur zu oft, an Prahlerei gränzende Ruhmsucht zu solchen Ueberhebungen angetrieben haben; mehrmals dürfte aber auch die Unzulänglichkeit der Quellen und Materialien, die ihm zu Gebote stunden, eher als die ihm keineswegs abgehende ultramontane Anmaßung und National-Eitelkeit, ihn zu solchen geschichtlichen Ungerechtigkeiten und Unbilden schuldlos verleitet haben.

So übergieng Vasari namentlich, in vielfacher Weise, die bedeutenden Verdienste, welche die Völker deutscher Zunge sich, das ganze Mittelalter hindurch und in seinem eigenen Jahrhunderte, im Gebiete der Kunst errungen hatten. Zwar rühmet und ehret er nebenbei einzelne deutsche Künstler; doch thut er dies blos im Vorbeigehen und gleichsam unbedachtsamer Weise nur, als entschlüpfe ihm, unbewußt, das gerechte Lob, das er ihnen spendet; und immerfort weiß er, selbst dann wieder, schließlich, fein und geschickt, deren Ruhm, in noch höherem Grade, seinen Landsleuten zuzuwenden. So gedenket Vasari, im Allgemeinen, wie schon im dreizehnten Jahrhunderte, die deutschen Kaiser deutsche Maler und Bild-

hauer und andere Künstler, in ihrem Gefolge, mit sich nach Italien brachten. So rühmet er ferner, in seiner Biographie des Arnolfo di Lapo, die großen Verdienste eines deutschen Meisters, Namens Wilhelm, und den gewaltigen Einfluß, welchen dieser, wahrscheinlich aus der Schule Erwins von Steinbach, hervorgegangene Künstler, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, auf die Entwickelung der Baukunst in Italien ausgeübt; wie nach ihm noch viele deutsche Meister. Ebenso gesteht er, in der Lebensgeschichte des Alesso Baldovinetti, des ältesten, zu Vasari's Zeit, bekannten Italiäners, der sich, in der Glasmalerei, einen bedeutenden und bleibenden Ruf errang, daß derselbe diese Kunst von einem deutschen Pilgrime erlernet hatte, welcher, um 1389, nach Rom gekommen war.

Allein, gleichwie sein berühmter Landsmann Machiavelli, so weit gieng, daß er die Erfindung des Geschützes, welche doch den Deutschen durchaus nicht kann streitig gemacht werden, den Italiänern zuschreibt: ebenso sucht Vasari, seinerseits, der Deutschen wohlerworbene, historisch erwiesene Verdienste im Gebiete der Kunst, vielfach zu verkürzen und auf seine Landsleute zu übertragen.

Um nur der bedeutendsten geschichtlichen Verstöße Vasari's zu gedenken, genüge es auf zwei der offenkundigsten hinzuweisen, deren auch in Bernhard Jobins Vorrede Meldung geschieht.

Wie bekannt, wird allgemein dem berühmten niederdeutschen Maler Johann van Eyck die Erfindung der Oelmalerei, oder um historisch richtiger zu sprechen, diejenige durch Auftragen eines Firnisses, jene Malerei dauerhaft zu machen, und die fester begründete Uebung und allgemeinere Aufnahme dieser Art

Malerei, zugeschrieben; denn Jahrhunderte vor den Brüdern van Eyck war schon die Oelmalerei im Gebrauche. Hier zwar stund die geschichtlich anerkannte Thatsache Vasari schroff entgegen; die sonnenhelle Wahrheit, wie Jobin sich ausdrückt, schien ihm allzu klar in die Augen, als daß er dieselbe hätte mit einigem Erfolge beseitigen können. Nichts desto weniger aber sieht man ihm an, und fühlet man durch alle seine erzwungenen Anerkennungen hindurch, wie gerne er den Ruhm der Erfindung des van Eyck seinem Landsmanne Antonello da Messina zugesichert hätte. Weniger zurückhaltend verfährt Vasari hinsichtlich der Erfindung des in der Kunstgeschichte so hochwichtigen Kupferstechens. Irriger Weise schreibt er diese dem Florentiner Maso Finiguerra zu, welcher in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts blühte, da doch, wie ebenfalls allgemein bekannt ist, der berühmte hochdeutsche Maler Martin Schöngauer, welcher zu Kolmar lebte und wirkte, und — dort im Jahre 1488 starb, bereits vor der Mitte des genannten Jahrhunderts diese Kunst von seinen Meistern erlernet und auf jenen hohen Grad von Vervollkommnung gebracht hatte, auf welchem sie Albrecht Dürer späterhin festhielt und wo möglich noch weiter ausbildete, zur Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt. *)

Frühzeitig schon, lange bevor der seinerseits äußerst unzuverläßige Franzose Félibien des Avaux auf die Mängel und Irrthümer des immerhin höchst verdienstvollen Werkes des Vasari hingewiesen hatte, erhoben sich, in Deutschland, kräf-

---

*) Kurze Zeit nachdem Jobin seine päbstlichen Bildnisse herausgab, gieng von Straßburg eine andere, ebenfalls nicht unerhebliche Erfindung aus: diejenige nämlich der sogenannten Pastell-Malerei, welche, wie bekannt ist, dem Straßburgischen Maler Wendel Dieterlin, einem Zeitgenossen und Mitbürger Jobins, zugemessen wird.

tige Stimmen gegen des Italiäners ruhmsüchtige und unbegründete Behauptungen.

Bereits im Jahre 1572 veröffentlichte Hieronymus Cock, angespornet durch Vasari's Beispiel, eine Geschichte der berühmtesten niederdeutschen Maler; und, im darauf folgenden Jahre, that der wackere Straßburgische Bürger, Kunsthändler und Kunstfreund Bernhard Jobin, gewaltige Einrede gegen des Florentiners allzubreist anmaßende Ueberhebungen.

Im Jahre 1570 hatte der gelehrte Augustiner Mönch Onuphrius Panvinius, von Verona, acht und zwanzig Bildnisse der Päbste, von Urban VI bis auf Gregor XIII, zu Rom in Kupfer stechen lassen, und dieselben mit summarischen Lebensbeschreibungen begleitet. Ein Exemplar dieses Werkes kam Bernhard Jobin zu Handen, und alsobald beschloß dieser, diese Portraite durch „seinen lieben Gevatter“, den berühmten Straßburgischen Maler Tobias Stimmer, von Schaffhausen, getreu nachzeichnen zu lassen und „die auffs fleißigst in Buchs nachzuschneiden.“ Zu Anfang des Jahres 1573 übergab er diese, den römischen Originalstichen nachgebildeten Holzschnitte, nebst einer Uebersetzung der italiänischen Biographien, dem deutschen Publikum. *)

Diese Gelegenheit nun benützte Jobin, um sich zu verwahren und Einsprache einzulegen gegen Vasari's anmaßende und verletzende Behauptungen, hinsichtlich der deutschen Kunst und Künstler.

---

*) Der nach dem Gebrauche und in dem Style des sechzehnten Jahrhunderts, in lateinischer und sodann in deutscher Sprache, verfaßte Titel von Jobins Werk ist folgender:

« **Accuratae** effigies pontificum maximorum, numero XXVIII: ab anno Christi MCCCLXXVIII. ad aetatem usque nostram praesidentium, ad vivum ex Romano prototypo expressae: üsque singulorum pontificum elogia,

In einer an den Bischof Melchior von Basel gerichteten und diesem Prälaten gewiedmeten Vorrede, erhob der in seiner Liebe zum deutschen Vaterlande und zur Wahrheit gleichviel gekränkte Mann, seine von gerechtem Unwillen schwellende Stimme, gegen die durch Vasari den deutschen Künstlern angethanen Unbilden.

Ueberfließend von nur gerechtem Lobe bezeuget er, daß Gott nicht einem Volke, ausschließlich der andern Nationen, daß er nicht den Italiänern allein, Sinn und schöpferische Kraft für Kunst gegeben, sondern daß er nebst den übermüthigen Welschen, auch andere Völker, die Deutschen namentlich, ebenfalls mit mannigfaltigen Geistesfähigkeiten reichlich ausgestattet habe. Die Deutschen, so rühmet er mit vollem Rechte, wären im Stande, ihrerseits, ein nicht minder bedeutendes Künstlerregister aufzuweisen als dasjenige, welches Vasari von den Italiänischen zusammen getragen hat. Sodann erinnert er, wie die beiden größesten Erfindungen des Mittelalters, diejenige des Schießpulvers und des Geschützes, und die noch wundervollere und wichtigere der Buchdruckerkunst, von Deutschland ausgegangen seien, zu dessen unvergänglicher Ehre. Sodann rühmt er ferner, welche bedeutende Verdienste die Deutschen, in jeglichem Felde der Kunst, errungen; wie vielfältig, in älterer und neuerer Zeit, die hof-

---

eorum res gestas summatim comprehendentia, ab Onuphrio-Panvinio Veronense Fratre Eremita Augustiniano, adjuncta, Germanice que interpretata.

Eygenwissenliche vnnd wolgedenckwürdige Contrafeytungen, oder Antlitzgstaltungen der Römischen Bäbst, an der Zahl 28. von dem 1378. Jar, biß auff den heut Stülfähigen, künstlich angebildet. Auch mit Summarischen jhres lebens Rhümschrifften, erstlich inn Latein, nachmals durch verdolmetschung J. Fischaert. G. M. Teutsch, beschriben, beide den Histori vnd auch Gemälsverständigen sehr ergetzlich vnd vorständig. Mit Rö. Kay. May. Freyheit. M.D.LXXiij

färtigen Italiäner selbst deutsche Künstler aller Art zu sich berufen und deren Talent und Kunstfertigkeit benützt und ausgebeutet haben, um ihre Dome und Kirchen aufzubauen, und dieselben sodann auszuschmücken. Und wahrlich, mit gerechtem Stolze konnte Jobin die Italiäner an diese namhafte Beihülfe erinnern, welche sie selbst den Deutschen gefordert hatten, denn zahlreich sind die germanischen Meister, welche bereits im dreizehnten, mehr aber noch das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert hindurch, über die Alpen wanderten, um in den verschiedenen Staaten der italiänischen Halbinsel Kirchen zu entwerfen, zu erbauen und mit allerlei Kunstschätzen auszuschmücken. *) Mit redseligem Munde ruft hernach Jobin zurücke, was die Deutschen alles geleistet und gewirkt für die Künste, in der Baukunst und Bildnerei, in der Malerei und in den verschiedenen sich an diese Hauptkunst anschließenden zeichnenden Künste, im Formschneiden und im Kupferstechen, in der Kunst des Goldschmieds und des Eiseleurs, und in den sonstigen Kunstfächern. Und, indem er sich sodann etwas dreister in die Brust wirft, zählt er mit gefälliger, genugthuender Zufriedenheit die Namen der vielen deutschen Maler auf, welche sich, zu seiner Zeit, herangebildet und einen großen Ruf erworben hatten, in der

*) Zum Belege hiefür genüge es, unter anderm, blos auf den Dom von Mailand hinzuweisen, bei dessen Bau, vom Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts hinweg, und das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch, unendlich viele deutsche Künstler zu Rathe gezogen wurden und Antheil nahmen an den Bauten. Ein deutscher Meister, von den Italiänern Heinrich von Gamodia genannt, (ohne Zweifel von Gmünden), legte im Jahre 1388, den Grundstein zu jenem Dome. Drei Jahre später wurde Ulrich von Ensingen, der hernach den Thurm des Straßburgischen Münsters aufbaute, der berühmte Stammvater des würdigen Künstlergeschlechtes der Ensinger, nebst andern deutschen

Schule Albrecht Dürers, zur Ehre und zum Lobe des gesammten deutschen Vaterlandes. Vor Allen aber zeichnet er rühmlichst aus die beiden hochdeutschen Meister, den hochgefeierten jüngern Holbein, und „seinen lieben Gevatter" Tobias Stimmer, den geschickten Verfertiger der päbstlichen Bildnisse, welche sein Buch schmücken; die Einzigen beinahe, so bezeuget er lobend, welche nicht der damaligen Mode huldigend, die Kunstweise der welschen Maler befolgten, und mehr oder weniger knechtisch nachahmeten: „sintemal" sagt er, in folgender höchstbezeichnenden Stelle, „sintemal „sie beynahe allein vnder andern vielen die be„stendige ware Geschicklicheit vnnd Art des rech„ten Malens durch ihre offenbare monument er„halten, vnd sich der frembden welschen Art zu „malen (die heut der mehste theil nachäfft, vnd „doch nicht für die beste weiß gründlich bestehn vnd „beschützet kan werden) entschlagen."

Durch diese ziemlich reich ausgestattete Namensanzeigen der lebenden berühmtesten deutschen Maler, durch vielfache sonstige auf die Kunstgeschichte Deutschlands bezügliche, in Jobins Vorrede enthaltene Angaben und Winke, und auch dadurch, daß dieselbe zu gleicher Zeit, bis zu einem gewissen

---

Meistern nach Mailand berufen, entwarf dort Risse und ertheilte Rath, im Jahre 1394. Beinahe ein Jahrhundert hernach, gieng Meister Hans von Grätz, von Straßburg aus, mit andern deutschen Steinmetzen nach Mailand, und leitete dort, eine Reihe von Jahren hindurch, den prachtvollen und höchstschwierigen Kuppelbau des Domes. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts stund ein anderer berühmter deutscher Meister, den die Italiäner Pietro di Giovanni nennen, der Bauhütte und dem Baue des Domes zu Orvieto vor.

Zahllose andere deutsche Künstler, jeglichen Faches, worunter auch viele Maler, wirkten von dort hinweg in allen Theilen Italiens.

Grade, eine allgemeine Uebersicht gewährt, erhält diese Vorrede einen nicht unerheblichen geschichtlichen und wissenschaftlichen Werth. Sie trägt so ganz das Gepräge der Zeit in der sie entstanden, und bildet, nebst andern in ähnlichem Geiste abgefaßten Schriften des sechzehnten Jahrhunderts, ein bleibendes Denkmal der lobenswerthen Bemühungen der damaligen deutschen Künstler und Gelehrten, die vielseitigen Verdienste ihres Vaterlandes, im Felde der Kunst, zu ihrer wahren Geltung und Anerkennung zu bringen. Allein schon aus dieser Ursache, und nicht minder weil Jobins Werk, welchem diese Vorrede zur Einleitung dient, bereits ziemlich selten wird, lohnte es sich wohl schon der Mühe des kunstfertigen und gelehrten Straßburgischen Kunsthändlers kurzgefaßte Apologie zur Ehrenrettung der vaterländischen Kunst und Künstler, auf das Neue an das Tageslicht treten zu lassen. Gewiß wird dieselbe den Lesern der Alsatia, so wie sämmtlichen Freunden Elsässischer Kunst und Geschichte, nicht unwillkommen sein.

Als nicht minder willkommene Beigabe, und gleichsam als ergänzendes und erprobendes Gegenstück, mag ein Auszug aus Daniel Specklins Architectura von 1589 folgen.

Mit derselben Wärme und mit demselben gerechten Eifer wie sechzehn Jahre zuvor sein Mitbürger und Freund Bernhard Jobin, es gethan hatte, kämpfet der berühmte Straßburgische Baumeister gegen die gleich hochmüthigen Anmaßungen der Italiäner und der Niederländer, im Gebiete der damals herrlich aufstrebenden neuern Kriegsbaukunst. Der Uebermuth seiner welschen und niederländischen Kunstgenossen, — Specklin bezeuget es selbst zu zweien Malen in seiner Vorrede —, *)

*) (Anmerkung.) „Die vrsachen," sagt Specklin, „die mich zu publicierung dieses Wercks bewegt, seind dise.

war sogar eine der drei Hauptursachen, welche er in der Letzteren aufzählet als diejenigen, welche ihn ganz ins Besondere zur Herausgabe seines Werkes bewogen. Und, wahrlich, keine bessere Probe hätte er beibringen können, zum Belege seiner Aussage, zum Beweise der kraftvollen Kunstfähigkeit des deutschen Völkerstammes, zur Steuer der Wahrheit und zum Nutzen der Geschichte, als sein eigenes vortreffliches Buch, welches, mehr denn kein anderes, dazu beitrug, die neuere Kriegsbaukunst auf fester wissenschaftlicher Basis zu begründen und auszubilden, und welches, noch heutigen Tages, mit gerechtem Lobe überhäuft und gepriesen wird.

Hier nun zuerst Bernhard Jobins Vorrede zu seinem mit den Bildnissen der Päbste ausgestatteten Werke. Sie erscheint hier in ihrem ursprünglichen schlichten, prunk- und anspruchlosen altdeutschen Gewande, wiedergegeben in buchstäblich getreuem Abdrucke.

Im Anhange folget sodann der besagte Auszug aus der Vorrede der Architectura Specklins.

„Erstlichen ꝛc. ꝛc. . . . .

„Zum Andern, muß ich etlichen antworten, so vns Teut„schen mit grosser verachtung angreiffen, vnnd niemands „gut genug achten, ihnen ihr schmähen vnd verachten „abzuleinen."

Derselbe Gedanke kehret wieder in dem, als Anhang zu Jobins Vorrede beigegebenen Auszuge.

A. Bernhard Jobins Vorrede.

Dem Hochwirdigen Fürsten vnd Herrn, Herrn Melchior, Bischoffen zü Basel, meinem Gnädigen Fürsten vnd Herrn.

HOchwirdiger Fürst, Gnädiger Herr, E. Fürstlichen Gnaden seyen mein vnderthenig, vnn gantz begirwillige Dienst, eusserstes fleiß, jederzeit züvoran bereit. Gnediger Fürst vnd Herr: Wer den altgewonten span vnnd streit, auch gleich nach der Allgemeinen vertheilunge der Zungen vnd Völcker, zwischen den ältesten vnnd herrlichsten Nationen, als den Chaldeern, Assyriern, Egyptiern, vnd den eigenrhümigen Griechen ob erfindung vnnd verbesserung der lieblichen vnd anmütigen Kunst des Gemäls, oder anbildens, angangen, zu sinn vnd müt führet: Der würd sich nicht hoch zübefrembden noch züverwundern haben, das auch bey vnserer jetziger Lebzeit deßgleichen zweyung zwischen den heutberümtesten Völckern den Teutschen, Italianern vnnd Frantzosen vmb gleiche vrsach sich reget. Dann disse gleich so wol als jenige ebenmässige bewegunge zü solcher partheylicheit traget vnnd bringet: Dieweil sie namlich gedachte fürtreffliche Malerkunst in so hohen Ehren, Würden vnnd achtung halten, das sie vermeinen jhrem Vatterland, neben dem nutz, nicht ein wenig rhümes vnd achtbarkeit hiedurch zügehn, wa sie die erfindung vnd den Vrheber derselbigen bey jhnen gewesen sein, erhalten. Dannenher findet vnnd sihet man heutiges tages gantze volumina vnd Bücher, die jede Nation, als in meinung der andern außzübieten, von jhrer Landsart berümpten Malern, züsampt jhren Contrafeytischen Bildnussen, mit grossem kosten lasset offentlich im truck außbreiten. Wie dann im kurtzverflossenen acht vnd sechzigesten Jar ein Florentinischer Maler vnnd

Bawherr Georgius Vasaris inn Italianischer sprach zweygetheilte grosse tractat von den vorbündigsten Malern, Bildnern vnd Bawmeistern des Welschen Lands hat gepublicieret. Damit er heimlich vnderstanden den Leuten allgemach einen won einzübilden, als ob erstgesetzter kunst vrsprung, vnd deren beste übung bey jhnen allein züsüchen. Welchem vnzeitigen vrtheil, eher es weiter, als für entschlossen, einrisse, vorzübiegen vnnd züvorkommen, haben bald hernach in dem zwey vnd sibentzigesten Jar die Nider Teutsche Maler durch den berümpten Hieronymum Cock auch jhre fürnemste Maler, so ettwas nutzliches zü offtgerürter kunst oder erfunden oder darinnen erübet vnd verbessert gehabt, mit des Hochgelehrten Herrn Lampsonij elogijs in offentlichen truck gefärtiget. Darauß man sich deitlich züersehen vnd züerinnern hat, das weder dise noch andere kunst allein bey einer Landsart Volck stehn, was sich auch jedes natürlicher spitzfindigkeit vnd angeborner scharffsinn, deßgleichen reiner subtiler lufft, vnnd Himmlischer Influentz (wie dann gemelter Italianer thüt) außthün darff vnd berhümen. Dann wie keinem Menschen, der anders mit vernunfft, verstand vnnd ingenio versehen, also auch keinem Volck, so nicht gar Cyclopisch, Canibalisch vnd Barbarisch lebet, die Gnaden vnnd Gaben Gottes seind verkürtzet vnd abgeschlagen, wa man sich allein derselbigen mit ernst annimmet, auch die in state übung richtet. Wiewol nicht zuverneinen, das gleich wie die Poeten von Natur (als man zü sagen pflegt) wachssen, gleicher gestalt ein artliche angeborne geschicklicheit vnnd lust auch einen Gemälsverständigen mache. Jedoch folget nicht darumb, das solche natürliche anmütung vnd neigung, so aller geschöpff erste vnnd allgemeine Müter heißt, auff ein Volck allein werd gefänglich eingezogen, oder erblich verpflichtet. Sondern bescheinet sich

in täglicher erfahrung, das viel vnnd offt in einer einigen kunst durch allerley Länder wolgelehrte vnd hocherfahrne Leut sich finden. Vnnd dessen durch alle facultates vnd artes exempel zu lyfern, wer beid zu weitläuffig vnd zü viel vnnötig. Sintenmal solches die künstlicheit des Malens genügsam klärlich erweiset. In deren ich, wiewol diser kunst ein vngeübter (doch ohn rhüm zü melden) ein geneigter vnd ergebener: allein für mein Person ein mercklіche anzahl erfahrne Hochteutsche (wa es jetzumal füglich geschehen möchte) wolte erzehlen: vnd ebenso ein grossen Catalogum der vnseren berümtesten vnd herrlichsten Maler, als offtgeregter Georgius Vasaris, stellen. Also das es demselbigen Welschen Bawherrn noch weit am Baw fehlet, die Malerkunst allein in Florentz vnd Italiam zuverbawen. Wann er schon dasjenige, so von den Teutschen erstlich auffkommen oder fälschlich verleugnet, oder heimdückisch verschweiget vnd verkleinert, weißt man sich doch, seiner selbst bekandtnüß nach der Italianer Landruchtbarer vnart zuerinnern, welche vermag, das sie alle außländische Künstler auff das eusserst hassen vnd verfolgen: Ja selbst einander vmb mehr gunst vnd eitelehr willen hinrichten, wie dessen in seim Büch selbst bey drey Exempel vorhanden. Vnnd das ich mich auch seiner beweisung gebrauche, da er auß den zweyhundertjärigen gemalten Thaffeln erweiset, das vor derselbigen zeit die Malerkunst bey jhnen sey güt vnd geng gewesen: möcht ich jhn wol fragen, ob er nicht meinet das man auch bey andern Nationen, fürnemlich bey den Teutschen: so bereit damals das Kaiserthumb eingehalten: vor berürten zweyhundert Jaren, ja auch bey des Rotbartenden Kaysers Friderichen zeiten deßgleichen güte gemäl, als seines stoltzen Cimabue ist, hab züfinden? wie man dann die gewißlich in alten Stifften, Kirchen vnnd Klöstern noch heu-

tiges tags mag sehen vnnd wissen. So sich alsdann dasselbige erfindet, würd er mir nicht in abred sein können, das seid derselben zeit das Malen in Teutschland sey breuchlich, vnd in einem auffgang, ja genüg für die damals läuffige zeit fürtrefflich gewesen. Wie er sich dann selber deßhalben in des Nicolai Pisani leben bloß gibt vnd verredt, da er meldt das die Teutschen Kayser umb das 1267 Jar, wann sie in Welschland züreisen pflegten Teutsche Maler vnd Bildhawer haben mitgeführet, die sich demnach in Italien wol gebrauchten, vnnd ettlich viel Kirchen mit jhrer künstlichen arbeit biereten. Gleich wie er auch wider seinen willen in des Bawherrn Arnolfi von Lapo leben schreibet, das die Bawmeisterey (deren sonst die Italianer groß erfahren sein wöllen) umb das 1333 Jar von einem Teutschen, Wilhelm genant, sey erstlich sehr gebessert worden. Deßgleichen bekent er auch das das gründlich Glaßmalen vnd Musieren Alesso Baldovinetti (so der erst solches mit etwas lob in Welschland auffgebracht hat) umb das 1389 Jar von einem Teutschen Pilger, der gegen Rom gewallet, gelehrnet habe. Vnd wiewol er dem erstangezogenen Alesso in des Antonello von Messina leben gern den Sinnreichesten fund mit ölfarben zümalen, vnnd mit Verniß daurhafft zümachen, wolt zümessen. Hat ihm doch die Sonnhelle warheit in die augen geschienen, vnd jn darvon abgehalten, das er den rhüm solcher vnschätzbarn erfindung, deßgleichen kaum Apelli bewußt gewesen, hat seinem waren vrhäber einem Nider Teutschen Johann von Eick (so solches vmb das 1440 Jar auß der Alchimey, die die Teutschen viel im brauch haben) erfunden, müssen volgen lassen vnd züstellen. Kan auch nicht verneinen, das diß ölgemäl eher zü den Hochteutschen, als den Nachbaurn, dann den Italianern sey gerhaten. Dieweil

dann solche vns zütheilige reden den Mißgünstigen, die vnser billich zuständig lob mit ewiger vergessenheit zü verfinstern, vnnd den jhrn vnerrungenen rhüm wie falsch Gold herfür züschimmern gedencken, vnbesunnener weiß entfahren: Was hat man wol zümütmassen, das sie vorsetzlich mütwilliger gestalt in der feder haben stecken lassen, oder jhnen freventlich zulegen dörffen. Dann gleich wie newlicher zeit ein Florentiner Machiavelli in seinem gespräch von der Kriegskunst sehr vnbedachtsam die erfindung der Artillerey vnd des Fewergeschoß (welche von den Teutschen aufkommen sein Weltruchbar ist) seinen Landsleuten dorffte züschreiben. Also hat auch vnser vorgehandelter Georgius Vasaris, von vnzeitiger lieb seines Vatterlands eingenommen, nicht schew getragen, das Kupfferstechen einem Florentiner Maso Finiguerra (so vmb das 1470 Jar gelebt) züzümessen. So doch mehr dann gewiß, das ein Hochteutscher Martin Schön genant, nach dem er zu dem stechen durch seine zwen Lehrmeister, deren einer Luprecht Rüst geheissen, vmb das 1430 Jar ist angewiesen gewesen, solche kunst erstlich hab in ein übung, rüff vnd gang gericht. Von welchem es nachmals der Kunstberümtest Albrecht Dürer begreiffend, in ein solchs wesen vnd ansehen hat erhebt, das noch heutigestages alle Völcker sich seines fleiß im reissen vnd stechen haben zu verwundern. Diser hat auch zu erstenmalen, als er die langweilige zeit, die auff das Kupfferstechen gehet, vnd nicht deßweniger an jhm die überflüssige invention verliegen gemercket, zü fürderung seiner vnd ander Leut, dieweil kurtze zeit züvor im 1458 Jar das Büchtrucken (darzü das Kupfferstechen auch anleitung gegeben) zü Straßburg vnd Mentz angangen, das fertig vnd zierlich kunstwerck des Figuren vnnd Formenschneidens in Holtz zü einem recht vollkommenen end vnd ziel gebracht. Welches zwar seiner färtigen nutzbarkeit

vnd bequemlichkeit halben, so es mit vnd ohn schrifft zütrucken hatt, weit dem Kupfferstechen vnd Etzen ist vorzüsetzen. Nun diser Albrecht Dürer hat ein solche anzahl fürnemer Maler hin vnnd wider in Hochteutschland erwecket, das sie an mänge vnd kunst gewißlich keiner Nation, wie kunstkündlich sie sich auch verschrey, diß falls werden platz raumen. Dann jhm seind bald beid in Flach vnd Farbmalen sehr rhümlich gevolget, Aldo Grawe, Sebald Behem zu Franckfort, Mathis von Oschnaburg, dessen köstlich gemäl zü Jßna züsehen, Lamprecht Schwab, Lamprecht Lombard zü Lüttich, Johan Mabhuß, Johan Mey, Amberger, Jost von Cleve, Jacob Sigmeyer, Johan Schäufelein, Jörg Bentz zü Nürnberg, Johan Burgmeyer zü Augspurg, Manuel Teutsch zü Bern, Lucas Granacher zu Wittenberg, Johan Baldung, Heinrich Vogtherr, Widitz, alle drey zu Straßburg, Virgilius Solis zü Nürnberg, Johan Thufel, Florian Abel, Jos Amman von Zürich, Thobias Fend zü Preßla, beide Bocksperger. Vnd das ich es mit den zwen fürtrefflichsten (meiner hier von kleinverständigkeit, auch diser kunst wol erfahrner vnpartheyischem vrtheil nach) beschliesse: So kan ich nicht ohn rhümliche meldung gedencken der recht Kunstsinnigen, Johan Holbein Burgern zu Basel, vnnd Thobias Stimmern von Schaffhausen. Sintenmal sie beynach allein vnder andern vielen die bestendige ware geschicklichkeit vnnd art des rechten Malens durch jhre offenbare monument erhalten, vnd sich der frembden Welschen art zümalen (die heut der mehste theil nachäfft, vnd doch nicht für die beste weiß gründlich bestehn vnd beschützet kan werden) entschlagen. Darumb ich sie nicht ohn sondern bedacht hab züsammen wöllen setzen, dieweil sie beide mir wol bekandt, vnd sich nicht allein als Landsleut, sondern auch der Art, künstlichkeit vnd recht kunstfüglicher stellung verglei-

chen. Deren dann jener Johan Holbein von wegen seines grossen Namens, so er im gemäl bekommen, von Kön: May: in Engelland ehrlich ist beruffen worden. Da er auch seiner erwiesenen kunst halben hochgehalten mit Todt ist verschieden. Dieser aber mein lieber Gevatter Thobias Stimmer noch heutigestages seinen kunstreichen verstand zü menniglichs ehren vnd nutz in allerhand gemäl darthüt vnd erweiset: Wie dann dises seine manigfaltige kunstreiche Malwerck, vnnd nicht ein kleins die gegenwertige eigentliche Conterfeytunge vnd ebenbildunge der Römischen Bäbst, so E. F. G. von mir vndertheniger meinung presentieret vnd angetragen werden, bezeugen: vnnd vieleicht (wa jhm Gott das leben längert) ferner mit viel meh ansehlichern Wercken würd offenbaren. Derwegen bedunckt mich hiemit klärlich genüg dargethan, das jhnen die Teutschen mit viel besserem grund, vnnd billicherm schein, dann andere Nationen, die widerstattung, ergäntzung vnn auffbringung des Rechten Malens (welches bey manigfältigen zerstörungen der Statt Rom nach Constantini Magni zeiten in ein abgang gerhiet) zueignen vnd vendiceren: Oder, wa sie schon eigen lob vnd neid zü vermeiden, solches rhüms vnnd vortheils sich begeben, doch mit andern Völckern wol zügleich in einem Siegwagen mögen triumpffieren. Dann die Redliche auffrichtigkeit der Teutschen nicht so vnärtig vnd vergünstig ist, das sie nit neben jhnen andere Nationen jhrer sonderen art halben liessen etwas gelten, vnd die kunst mit gleichmäßsiger geschicklicheit üben. Können auch wol erachten, das diser span vnd streit von vrsprung vnd vermehrung des Gemäls, leichtlich (wa man nicht weitters darunder suchet) zu verzeihen, vnd der kunst nicht also gefährlich als fürderlich ist: dieweil diser Eyfer zü beiden theilen die gemüter zu fleissiger übung vnd gründlicher erforschung noch vnver-

süchtersachen antreibet vnnd ermanet. Gleichwol auff das dem gemeinen won ein wenig (dann außfürlich möcht mit derweil noch geschehen) begegnet, vnnd dem vielfaltigen verunglimpffen der Frembden von vnserm Vatterland ein ziel geendet würde, hab ich nothalb, als ein Freund solcher kunst etwas zü schutz vnserer sachen müssen fürbringen, vnd des Mercurij Caduceum oder Friedstab einwerffen: auff das man die Teutschen nicht aller dings also für grob vnd vngeschlacht (wie ettwann die Römischen Historici vnser Land, das sie offt nie gesehen, pflegten zübeschreiben) hielte. Sonder das zü gleicher gestalt wie sich der Teutsche boden nun ein anzehliche zeither fruchtbarer, die Länder erbawener, die Stätt ordenlicher erzeigen, also auch bey den Teutschen ingenijs von tag zü tag allerley künst gänger, verständlicher vnnd höher beschienen. Aber was bemüh ich mich lang bey einem Hochverständigen Teutschen Fürsten, als E. F. G. so auß dem vraltesten Adel Teutscher Ritterschaft wolgeboren, der Teutschen wolhergebrachten Rhüm, vnnd deren sach Apology mit vielen worten anzübringen. In betrachtung das an derselbigen weitläuffigkeit E. F. G. so von jugend auff den studijs gelehrsam ist ergeben gewesen, auß erkantnuß der Historien, vnnd manigfältiger täglicher vnd hoher erfahrung, der Nationen eigenschafften, neigung, künstliche übungen züvor genügsam bekandt seind. Hierumb würd es E. F. G. nicht dahin vernemmen, als ob ich in verstand des Gemäles E. F. G. het etwas vnderrichts wöllen hiemit fürschreiben. Dann in der Warheit ist es mit jedem scharff vnnd klügsinnigen Menschen solcher gestalt, wie Plutarchus schreibet, gethan, das gleich wie er auß Natürlichem Liecht vnnd verstand das nutze von dem schädlichen, das böß von dem güten generaliter mag vnderscheiden: Also auch von allen Menschlichen (nicht über-

natürlichen) fällen, geschichten, materien, wercken vnd künsten, die er mit seinen sinnen, vnnd insonderheit mit dem gesicht erreichen vnd begreiffen kan, vrtheilen, vnd was jhm darinn am anmütigsten vnd gefälligesten erwehlen: auch wa er ein vergleichung derselbigen fürnimpt, gäntzlich das best darauß erkennen. Wie solt mir dann von einem also Wolgeadelten, Weisen, gelehrten, erfahrenen, Regierenden Fürsten, als E. F. G. erweißlich berhümet ist, ja einem Hochwirdigen Bischoff zweiffeln, das E. F. G. nach dero hohem verstand, des Gemäls vnd der Maler halben (welche doch jederzeit sampt den Poeten fast allein an Fürstlichen Höfen jhren besten port, züflücht, vnnd vnderschleiff haben gesüchet) kein wolgegründtes wissen hette. Sonder ist von mir fürnemlich auß disem bedencken geschehen, das dieweil diß Büch vnder E. F. G. hochwürdigem Namen an offentlichen tag, vnd in vieler hohes vnnd niderstands händ soll gerhaten, das dieselbigen beide diß Büch, vnnd die recht meinung vom gemäl auß E. F. G. hochbedachtem wolzeitigem vrtheil vnd achtbarer gutschätzung in mehrerem werd vnd bevehl hielten. Bitt derowegen E. F. G. in aller vnderthenigkeit solches in keiner vngnaden züvermercken, sonder diß zü den volgenden vrsachen auch für ein bewegliche E. F. G. gegenwärtig werck zü dedicieren, deiten. Dann nachdem ich dise acht vnnd zweintzig abbildunge der Römischen Bäpst von waren original in Kupffer zu Rom gestochen, von dem hochgelehrten Historico Onuphrio Panvinio Eremita Anno 1570 außgangen, zühanden bekommen, haben mir die kunst vnd nutzhalben also wol gefallen, das ich die auffs fleissigst in Buchs nachzüschneiden bin bedacht worden. In erwegung das zü vnsern zeiten sich wiederumb der alte gebrauch der Römer ereiget, welche in jhren Bibliothecken vnd Palästen zur widergedächtnüß vnd

thugentlicher ermanung, auch erinnerung der sterblichkeit herrlicher Männer Bildnüssen haben aufgestellet: gleich wie man solches von Pomponio Attico vnd M. Varrone, der 700. semlicher Contrafacturen beysammen gehabt, meldet. Dann wer weißt nicht heutigstags von des Hochwirdigen Bischoffs Pauli Jovij im Truck außgangenen Elogijs, oder Rhümschrifften, beide der Kriegshelden, vnd auch Gelehrten, die er under die Abcontrafeytungen in seinem Sal hat verzeichnet? Deßgleichen von des Florentinischen Hertzogen angebildten hohen Leuten, so er in seinem Fürstlichen Hauß zü Florentz, wie Vasaris schreibet, hat züsammen gelesen. Item des Königs Heinrichen in Engelland manche abgemalte fürtreffliche Personen in dem Königlichen Hauß zu Londen züsehen? Vnn demnach auch von der Edelen Holsteinischen Rittern Johan vnnd Heinrichen von Rantzow gesamleten Contrafacturen heutiger Kriegserfahrner Herrn in jhrem berümpten Schloß Bredenberg, durch ein hievon ausgegangen Büch, zuwissen? vnd weiter von vieler andern hohes vnd niderstands Leuten müh, kosten vnnd fleiß, den sie auff dergleichen arbeit verwenden. Derhalben solche löbliche valte gewonheit (welche das lesen der Historien fast fürdert vnd erlustigt) zu bekräfftigen, auff das man bekömmlich in einem Büch vnd vmb geringes gelt, dasjenige leichtlich an der hand hette, das sonst mit schwerer vnrhüw, ferrem reisen, vnd grossem vnkosten züweg würd gerichtet, hab ich dise zü einem angang jedermänniglich darmit züdienen wöllen publicieren, in guter hoffnung disem bald meher deßgleichen vnnd stattlichers nachzüschicken. Als ich aber solchem Werck, wie bräuchlich, einen Patronen züsuchen mich vmbgesehen, ist mir dazü kein täuglicher, als E. F. G. auß zwoen vrsachen zugestanden. Erstlich das ich hiedurch E. F. G. meine underthenige vnd vielwillige

danckbarkeit ettwas erweiset. Sintenmal meine Voreltern, Verwante, Freund, vnd ich in E. F. G. gebiet, Landschafft vnd schutz mehrertheils geboren, erzogen vnd ernehret worden, auch noch zür zeit deren ettliche E. F. G. gnädiges schirms geniessen, vnd dessen sich noch täglich frewen vnd getrösten. Bitt auch E. F. G. vndertheniglich solche Gnaden, nach dero hoher mildte vnd güte nimmermehr erwelcken zülassen. Demnach auch auß diser vrsach, das ich für dißmal mein danckbare dienstwilligkeit zübezeugen kein besser mittel vnd füglicher werck, so E. F. G. meher züständig sein möchte, dann diß angetragene gegenwärtige gewißt. Dann vnd dieweil diß Büch beide das leben vnd die gestalt der Römischen Hoch-Bischoff einhält vnnd kurtz begreifft: Wem kondte es mit meher gelegenheit, dann widerumb einem mittheilhafftiges Geistliches stands Hochwirdigen Bischoff, als E. F. G. presentieret, vnd auch annemlicher werden? Hierumb ist mein gantz vnderthenige fleissige bitt E. F. G. wölle solche meine wolgemeinte dedication vnnd züschreiben von mir gnediglich vermercken vnd annemmen. Wa ich dann vmb dise meine müh vnd arbeit E. F. G. gnädiges gefallen spüren würde, solt mich die neben schuldanckbarer pflicht solches vnderthenig vnd gütwillig züverdienen jederzeit bereitswilliges fleiß finden. Hiebeyneben Ewer Fürstlichen Genaden alle fridliche Regirung, vnnd langwirige gesundheit wünschend. Geben in Straßburg, den vier vnd zwentzigesten tag des Monats Februarij, auff Sanct Mathias Festag, des 1.5.7.3 Jares.

E. Fürstlichen Gnaden

Vnderthweniger vnd dienstwilliger

Bernhard Jobin, Burger zu Straßburg.

B. Auszug aus Daniel Specklins Vorrede der Architectura.

Die andere vnd fürnemmste vrsach, so mich zur publication dises Wercks treibt, ist, daß ich etlichen so vns Teutschen nit allein verlachen, sonder auch bei Fürsten vnd Herren in verachtung vnd verdacht zubringen vnderstehn, als ob wir Teutschen gäntzlichen ohne Sinn vnn Hirn, vnd ohne Vernunfft, vnd vor Kinder gegen jhnen zu achten weren, Dann man sich bey etlichen ohn schew hören lassen, woh man in Teutschland noch jemalen gewesen, man nie nichts in vnserm thun gesehen noch gehört hab, daß wir vnd andere jhnen solchs nit abgestolen hetten, Vnd obschon etliche Meyster etwas news herfür bringen, könne man doch solchs nicht passieren lassen, dieweil es zu voran sonderlich in Italia nicht mehr gesehen worden, zu dem habe man sein lebenlang niemalen gehört oder gesehen, daß die vollen Teutschen etwas news erfunden hetten.

So ist auch sonst noch einer, der gleichwol etwas bescheidener in der sachen, aber in jhren Wercken vnd deren Regeln, seind sie durchauß einig, dann sie jhre Lineamenten zu den Vestungen alle auß der alten Regel ziehen, welches man dann heutigs tags weit besser hat vnd weißt, daß sie aber alles ohne Grund vnd vrsachen vernichten vnd verwerffen wollen, bin ich jhnen daß Gegenspiel für zustellen vnd zu beantworten verursacht worden.

Wa man sie aber in der Hauptsachen befragt, warumm ein Baw hoch, der ander nider, deßgleichen ein Streichen offen, die ander zu, eine lang, die ander kurtz gezogen werden, ist jhr antwort, wann einer nit Latein könne, so verstehe er

solchs nicht, könne auch nit dauon reden, vnd damit haben sie jhres bedunckens trefflich wol getroffen.

So man jhnen aber solchs auff gut Teutsch (welches sie dann wol verstehn) widerlegt, warten sie biß sie allein zu einem kommen, vnd bitten, man wölle solche kunst vnd sachen, in geheim halten, besonders gegen den Oberkeiten, dann wann sie solches im grund ein wenig verstehn, könne hernach niemands mit jhnen, vil weniger dann mit den Kriegsverständigen, vbereinkommen, die wissen offt weniger dann die Gänß dauon zu reden.

Weil aber ich ein. solchs gründlichen weiß, so steht mir auch billich das zuverantworten, doch wil ich jedes (was die Gebäw belangt) an seinem ort trewlichen Examinieren, vnd daß jhrig vnd meinig, auff daß meniglichen sehen vnd spüren sol, daß die frommen Teutschen die sach, so wol als sie, verstehn, vorstellen, vnd solchs also zugleich verstendigern zu judicieren vndergeben.

Belangende aber Erstlichen, daß man vorgibt, daß in Teutschland nie nichts gesehen, noch gehört worden, daß wir den Italianern nit abgestolen haben sollten. Solches abzuleinen ist die frag, waß sie dann in Italia haben, meint er dann die grosse Gebäw vnn Vestungen, ist aber die frage, wo für solche gebawen werden, davon sie so grosse Bücher schreiben.

Darauff sie nichts anders zu antworten wissen, dann daß solchs für das grausam Geschütz gebawen worden, wer hat dann nun daß Geschütz erfunden? die Bücher dauon sie schreiben, wer hat daß Trucken erfunden? kompt es nit von vnß Teutschen her? welche zwo Inuentiones vnn Künst jetzzumal die höchsten inn der Welt seind, dessen Rhum vnß auch der Türck (wiewol er vnser Erbfeind ist) zulegt, wann solchs

ein Italianer erfunden hette, könnte kein Mensch vor jhrem pracht vnn rhum zukommen, ja alle Welt vnd Menschen müsten Kinder vnnd Gänß gegen jhnen sein, weil sie ohn das gern alles auf sich ziehen wolten.

Hat vnß nun Gott, wie die warheit, solche zwo herrliche künst gegeben, so ist je nit zuzweifeln noch zuleugnen, daß er unß Teutschen noch mehr andere gaben vätterlich mitgetheilet habe, sagen sie vnß nun, wer hat das preßwerck zu Müntzen (so jetzund in Italia vnd Hispania gebraucht wirdt) erfunden? deßgleichen die gewaltigen Brechschrauben, damit man Thurn vnnd Mauren einwürfft, deßgleichen Zügen vnd andere wercke? Item in den subtilen künsten, daß kleine Vhrmachen, daß schönste Schreinerwerck, Malen, Kupfferstechen, Gießwerck, in Berckwercken, vnn in allerhand kriegshändlen welche alles zu scherffsten von unß Teutschen herkommt, vnd halt ich darfür, dz Gott unß Teutschen solche gaben fürnemlichen mittheilt, dz wir solchs mit danckbarkeit annemmen, nit also auffgeblosen sein, vnd vnsern nechsten darumb verachten. Was solten wir mehr begeren, daß wir nit vor andern Nationen in der gantzen welt hetten: Wir haben ja Erstlich, die erkantnuß Gottes durch sein H. Wort vnd Euangelium, Zum andern, die höchste Oberkeit daß Keysertumb, mit seinen schönsten vnd dapffersten glidern, den Ständen des Reichs, als Chur, Fürsten, Grauen vnd Herren, demnoch Gott sey lob vnd erhalt vns dabey, den heiligen Frieden, darumb wir billich Gott dancken, ehren, preisen vnnd loben sollen.

So rühme ich die Teutschen nit allein, sonder es schreiben Picus von Mirandula, daß die Tiber mit allen jhren Künsten warhafftig inn Rhein geflossen, solchs meldet auch Alsatus von Meyland, Cälius, Leonicus, Baptista, Picus,

Bernoldus, Nazonius, Aldus, Aeneas Syluius, vnd Paulus Iouius sagt, Es wird vns ein wunderbarlicher fruchtbarer vnd frölicher Lufft des Teutschen Himmels fürgestellt, vnd halten warhafftig, daß durch die heymliche würckung deß Gestirns, durch den kalten scharpffen Nortwindt, die vorigen groben Ingenia der Teutschen also erweckt vnd verändert seind, daß sie nit genug haben, an jhren alten löblichen Kriegsthaten (so sie den Römern, die alle Welt geförcht haben, entzogen) vnn solche mit ernst vnd zucht im friden glücklichen erhalten, auch die höchsten Künsten herfürbringen, welchs den weisen Griechen vnd vns schläfferigen Italianern, ein ewige schand ist, Dann vnsern Eltern auch wir, müssen nach guten Werckmeystern inn Teutschland schicken, vnd dannen gute Maler, Bildhawer, Vhrmacher, Mathematicos, Geometras, Musicos, Astronomos, auch die in der Ertzgruben, vnd Brunnenwercken, mit Werckschuhen zum fleissigsten messen können, erfordern, vnd ist auch noch ein grosses wunder, daß sie die Kunst mit dem Ertzgiessen, damit man die Bücher truckt, erfunden, auch von Ertz das gewohnliche Geschütz zum Krieg, zu vns bracht haben u. s. w. Welcher zeugnuß, was sie von euch vnn unß halten, nit in wind zuschlagen ist.

Daß man aber vns volle Teutschen heißt, die nichts wissen, deren erstes bekenne ich, daß der Trunck vns Teutschen etwas mehr, dann andern anhange, Vnd ob wol daß zutrincken bey vns Teutschen darumb nicht verantwort ist, vnn auch ichs für ein grosse Sünd halte, vil weniger laster mit lastern auffruckung zu verantworten gebürlich, So ist doch zu zeiten leidlicher, etwan mit einem guten freund ein starcken Trunck zuthun, die zeit zukürtzen, dann andere grössere sünde zu begehen. Seiteinmal es doch niemands schwerlicher vnd schädlicher, dann jhnen selbs fellt, als denen der Kopff schwer,

vnd der Seckel lär wirdt, aber auß zweyen bösen ist allwegen das ringst verantwortlicher, dann daß ander. Vnd obschon der Trunck einem mehr dann dem andern anhengt, so ist doch darumm noch nit erwisen, daß die Teutschen nichts, sonder daß Gegentheyl, wie gemelt, alles wissen oder verstehen solte, Denn der Teutschen obangezogene Inventiones, daß widerspiel bezeugen.

II.

Der Pandurenlärm

in

Weißenburg,

1744.

Nach den gleichzeitigen Quellen

dargestellt

von

Ohleyer,

Professor am Kollegium von Zabern.

Einleitung.

Den 20. Oktober 1740 war Kaiser Karl VI, der letzte männliche Sprosse Rudolfs von Habsburg gestorben, und hatte eine einzige Tochter, die an Herzog Franz von Lothringen verehlichte Maria Theresia, als Erbin hinterlassen. Allein Karl Albrecht, Churfürst von Bayern, machte, als Nachkomme Ferdinand's I, Ansprüche auf die Thronfolge und den Besitz der kaiserlichen Staaten. Frankreich, in dessen Politik es schon lange lag, das Aufblühen der österreichischen Monarchie zu hemmen und ihre Staaten zu zertheilen, ergriff Partei für den Churfürsten von Bayern, der nun mit einem zahlreichen Heere in Böhmen und Oesterreich eindrang, und sich, unter dem Namen Karl VII, als Kaiser erwählen ließ. Auch Preußen hatte die Lage der Dinge benützt, um Oesterreich zu schwächen und hatte es besonders auf die Eroberung von Schlesien abgesehen. Dagegen hatte Maria Theresia an Georg II, König von England und an den Ungarn kräftige Hülfe bekommen. Der Krieg brach also plötzlich zumal an verschiedenen Punkten Europa's aus. Er ist in der Geschichte unter dem Namen des österreichischen Erbfolgekriegs bekannt und dauerte acht Jahre lang.

Auch das Elsaß ward während desselben einer der Hauptschauplätze, und sah sich mit einem male von Kriegshorden überzogen, welche seine Städte und Dörfer plünderten und in Flammen steckten und seine schönen Fruchtgefilde verwüsteten.

Unvermuthet war Karl von Lothringen, den 1. Juli 1744, mit vierzigtausend Mann über den Rhein gegangen und ins Elsaß eingedrungen, und hatte sein Hauptquartier in Lauterburg genommen, Weißenburg besetzt und die sogenannten Linien, welche sich zwischen diesen beiden Städten hinziehen. [1]) Unterdessen jagte der berüchtigte Freiherr von Trenk, Oberst des Fußgänger-Regiments der Panduren, (also genannt vom Dorfe Pandur in Nieder-Ungarn), das Landvolk, welches überall die Flucht ergriffen hatte, mit Mord und Brand vor sich her.

Die Panduren, von deren Wüthen im Elsaß der Krieg noch jetzt beim Volk unter dem Namen des Pandurenlärms bekannt ist, waren serbische Kriegsknechte, welche zuerst unter einem eigenen Hauptmanne, Harun Paschah, standen, und später, 1750, auf geregelten Fuß gestellt wurden. Sie trugen Mäntel, lange Beinkleider und Mützen, waren mit einer langen Flinte, Pistolen im Leibgürtel, einem ungarischen Säbel und zwei türkischen Messern bewaffnet.

Die französische Armee, unter dem Marschall von Coigny, und die bayerische, von General von Seckendorf befehligt, hatten sich von Mainz, Worms und Speier, am Rheine hin bis nach Germersheim gezogen, um die vom Feinde besetzten Punkte wieder zu erobern und ihm ein entscheidendes Treffen zu liefern. Die Erzählung der besondern Umstände der Kriegsbegebenheiten, die sich zunächst an Weißenburg und dessen Umgebung knüpfen, überlassen wir nun, nach diesen wenigen einleitenden Worten, der Feder unseres verehrten Mitarbeiters. [2]) Der Herausgeber.

---

[1]) Die Linien sind Schanzen, welche sich vom Berge Scherrhohl bis nach Lauterburg ziehen. Sie wurden während des spanischen Erbfolgekriegs, im Jahr 1704, auf Befehl des Marschalls von Villars errichtet, und ihre Behauptung war oft entscheidend in den spätern Kriegsbegebenheiten.

[2]) Diese Erzählung ist einem Werke entnommen, welches der Verfasser über seine Vaterstadt, unter dem Titel Notices historiques sur Wissembourg, vorbereitet.

Der Pandurenlärm in Weißenburg.

1744.

Nachdem die kaiserliche Armee bei Stockstadt über den Rhein gegangen war, zogen die leichten Truppen unter Nadasti und Trenk, vom Fürsten von Waldeck unterstützt, auf die Lauterburger Linien los, die sie eroberten. Die Besatzung warf sich in die Stadt, welche der Fürst von Waldeck ohne Schwertstreich einnahm, nachdem er der Besatzung freien Abzug verwilligt hatte.

Den 3. Juli, Freitag Nachmittags, kam auch Weißenburg in Bestürzung. Auf der Bewald-Mühle [1]) hatten sich österreichische Husaren blicken lassen und die Bewohner von Altstadt begannen schon sich haufenweise zum Oberthor herein zu flüchten, da das untere und das Badwenger, jetzt Hagenauer Thor, geschlossen waren.

Die damalige Besatzung der Stadt bestand aus zwei Kompagnien Reiter vom Regiment d'Andlau, welche sich sogleich rüsteten; die Thore wurden alle geschlossen und die Stadt aufs beste in Vertheidigungszustand gesetzt. Allein diesen Tag kam nichts von feindlichen Völkern zum Vorschein.

Den 4. Juli kamen feindliche Husaren vor das Hagenauer Thor geritten und gaben sich, bei der dort stehenden Bürgerwache, als Ueberläufer aus. Während mit ihnen gesprochen

[1]) Bewald ist der volksthümliche Name von Bienwald, silva apiarica

wurde, trat ein bewaffneter Fußgänger herzu, der durch die Stadt ziehen wollte, um sich, wie er vorgab, zu seinem in Landau liegenden Regimente zu begeben. Die Reiter fielen über ihn her, nahmen ihm sein Gewehr ab und seine ganze, in sechs Sols bestehende Baarschaft. Die Bürger wollten dem Soldaten forthelfen, wurden aber selbst angefallen und geplündert. Unterdessen kamen zwei Landauer Bürger, Apotheker Pauli und Dupert, über das Rennfeld herangeritten. Kaum hatten sie die Husaren erblickt, als sie ihnen ihr Geld abforderten. Sie erwiederten, sie kämen von Straßburg und hätten keines mehr. Bei näherer Untersuchung fanden die Plünderer jedoch eine Taschenuhr und zehn Louisd'or, nahmen sie zu sich und sprengten dem Niederwalde zu.

Dieser Vorfall hatte großen Lärm in der Stadt verursacht. Die zwei Kompagnien Reiter versammelten sich, um den Husaren nachzusetzen, allein sie erreichten sie nicht mehr.

Den 5ten, Sonntags, nach zwei Uhr Morgens, trafen viele österreichische Soldaten, worunter besonders Husaren, Panduren und Croaten, am Schlagbaume desselben Thores an, und begehrten sogleich mit dem Stadt-Kommandanten und dem Bürgermeister zu sprechen. Augenblicklich begaben sich ein Reiter und ein Bürger, der Eine zum Kommandanten, der Andere zum Bürgermeister Scherer, um ihnen zu melden, daß zahlreiche feindliche Soldaten vor dem Thore stünden und sogleich Eingang in die Stadt begehrten.

Kommandant und Bürgermeister verfügten sich demnach, in Begleitung mehrerer anderer angesehener Bürger und, Hauptleute, nach dem Thore, wo ihnen der Obrist der Husaren erklärte, daß er Befehl habe von seinem Herrn, dem General Tripps, die Stadt aufzufordern, seinen Leuten den Einmarsch zu gestatten, widrigenfalls Zimmerleute bereit wä-

ren, die Thore einzuhauen, und die Stadt alsdann der Plünderung nicht entgehen würde.

Dieser Bescheid versetzte Weißenburg in großen Schrecken. Man begann zu unterhandeln. Ein Hauptmann aus der Besatzung wurde abgesandt, um die Bedingungen der Kapitulation mit dem Feinde zu besprechen. Hierauf schickte der General einen Hauptmann der Husaren, um dessen Willen kundzugeben und sogleich auch in Erfüllung zu bringen.

Er begehrte: Erstens, daß die Stadt augenblicklich eingeräumt werde.

Zweitens, daß die ganze Garnison, sowohl Ober- als Unteroffiziere, sich als Kriegsgefangene ergeben und Gewehre und Bagage ablegen und zurücklassen sollten.

Drittens, daß alle in der Stadt sich befindenden königlich-französischen Offiziere und Beamte, sich gleichfalls als Kriegsgefangene erklären, und als solche behandelt würden; es seien deren zu Fuß oder zu Pferd.

Viertens, daß sämmtliche Magazine, sowohl die hart als weich Futter enthaltenden, abgeliefert werden.

Fünftens, daß alle königlichen Magazine, ohne Ausnahme, angegeben und vorgezeigt werden sollen.

Sechstens, daß alle in der Stadt sich befindlichen Deserteurs, sogleich ausgeliefert werden.

Dagegen schlug die Stadt, nach Anhörung der Bemerkungen des Gouverneurs, des Raths und des Kommandanten, folgende Punkte vor:

Erstens. Der Gouverneur, so wie alle königlich-französischen Beamten, ohne Ausnahme, werden, mit allen Ehrenzeichen und gehörigem Bagage aus der Stadt ziehen, und sich in Sicherheit nach Landau begeben.

Zweitens. Wird er nicht eingehen, daß die ganze Garni-

son, noch die andern königlichen Beamten, sich als Kriegsgefangene erklären.

Drittens. Was die Stadt betrifft, so ergibt sie sich ganz unterthänigst; dabei aber ganz demüthig und gehorsam bittend und ersuchend, Ihre königliche Ungarische Majestät wolle derselben alle ihre Freiheiten accordiren, und sie bei ihrem Recht und Gerechtigkeiten lassen und erhalten; auch, sowohl die Unterthanen der Stadt als ihre angehörigen Dorfschaften, vor allem Unheil oder Plünderung, desgleichen unsre Stiftkirchen und Klöster diesfalls beschirmen.

Viertens. Was die königlichen Magazine anbelangt, mit hartem oder weichem Futter, bewilligt der Herr Gouverneur sie auszuliefern.

Fünftens. Alle sonstige Königs-Magazine, ohne Ausnahme, wird der Gouverneur an- und vorzeigen.

Letztens consentirt der Gouverneur gleichfalls, die in der Stadt befindlichen Deserteurs auszuliefern.

Da die Unterhandlung längere Zeit dauerte, so schickte der vor der Stadt haltende General herein, mit der Meldung, daß insofern man zaudern werde, er seine Panduren die Mauern ersteigen lassen wolle und sodann nichts mehr anhören werde.

Da die Stadt nun alle Hoffnung auf eine für sie günstigere Wendung der Dinge, verloren hatte, willigte sie in folgenden endlichen Vertrag:

„Erstens. Die Garnison ergibt sich als Kriegsgefangene und legt das Gewehr auf dem Platz darnieder; die Herren Oberoffiziere erhalten die Freiheit der Kriegsgefangenschaft, unter dem Versprechen ein Jahr und Tag kein Gewehr zu ergreifen gegen Ihro Königl. Majestät die Königin von Ungarn noch deren Alliirte.

„Zweitens. Werde ihnen erlaubt alles ihr eigenes Bagage mitzunehmen.

„Drittens. Was die Stadt betrifft, so solle solche vor allem Unheil und Plünderung beschützt sein.

„Viertens. Unsere Magazine und Vorrath werden von dem Feinde ausgeleert und fortgeführt.

„Fünftens. Der sich allhier aufhaltende Herr Obrist Tervanne erhält, mit seinen fünf Mann, die er bei sich hat, die Freiheit wie die andern Herren Offiziere, laut Art. 1 u. 2.

„Sechstens. Wird den HH. Offizieren aller nöthige Vorspann gegeben, um ihre Equipage als Eigenthum wegzuführen.

„Solcher Schluß und Accord geschahe wie im Original geschrieben steht. Actum Weißenburg, den 5. Juli 1744.

„Unterschrieben: Adolph, Freiherr von Tripps, General Major; De la Gravière, gouverneur, pour le Roi; Joseph Auteroch, Major, pour le Roi; Joseph Marchal, Rittmeister."

Nun wurden die Thore geöffnet und General von Tripps zog herein, in Begleitung eines Rittmeisters mit einem Kommando Husaren und einem Bataillon Kroaten, und faßte Posto.

Die feindlichen Soldaten hatten ein fürchterliches Aussehen. Sie hielten auf dem Marktplatze, wo die beiden Kompagnien Reiter mit gestrecktem Gewehr aufgestellt waren und Pferde und Bagage dem Feind überlieferten. Sie wurden als Gefangene in das deutsche Hospital geführt. Den beiden Hauptleuten standen die Thränen in den Augen, als sie ihre schönen, neumontirten Kompagnien unbewaffnet abziehen sahen.

Hierauf gab der kommandirende General von Tripps, der zu Pferd zwischen dem alten Rathhaus [1]) und der Apotheke

[1]) Das Haus, das an dessen Stelle getreten, steht links vom neuen Rathhause und gehört Herrn Häuser, ehemaligem Metzger.

hielt, dem damals regierenden Bürgermeister Anton, den Befehl, achttausend Rationen Brod, eben so viel Fleisch, Heu und Habern zu liefern, sodann auch alle Gewehre und Bagage, so den Franzosen zuständig, sogleich auf das Rathhaus zu bringen; denn es war verrathen worden, daß viele Offiziere, die nach Böhmen und in's Bayerland gegangen, ihre Equipage zurückgelassen hatten. Würde etwas der Art bei einem Bürger gefunden werden, so sollte er an seiner eigenen Hausthüre aufgehängt werden.

Es wurde demnach Alles ausgeliefert und nebst den Reitern und Pferden nach Lauterburg gebracht.

Kaum war dieser Befehl vollstreckt, als ein Husar die Straße hergesprengt kam und dem General die Nachricht hinterbrachte, daß zwei Regimenter Dragoner von Hôpital und ein Regiment Reiter von Soissons mit den Oesterreichern bei Kappsweyer und Schweighoffen in Gefecht gerathen. Die Franzosen seien, mit Verlust zweier Heerpauken und zweier Standarten, von den Oesterreichern zurückgetrieben worden. Jene drei Regimenter bildeten die Vorhut der französischen Armee.

Der Husar hatte diesen Bericht auch dem Bürgermeister, in Gegenwart vieler Bürger, gemacht.

Den Bäckern wurde hierauf geboten, alles Brod auf das Rathhaus zu liefern, und alle Bäcker der französischen Armee welche Abends zuvor noch in die Stadt gekommen waren, um Brod zu backen, blieben müßig.

Um zehn Uhr kam ein Bataillon ungarischer Fußgänger, in weißen Röcken mit blauen Aufschlägen. Sie lagerten sich oben am Rathhause und hielten gute Mannszucht. Ein Husar aber ritt in mehrere Häuser und forderte große Thaler.

Auf die Klage, welche Bürgermeister Scherer deshalb an den Rittmeister machte, sprengte dieser auf den Husaren los und versetzte ihm einige Säbelhiebe auf den Kopf, daß ihm das Blut herausströmte.

Man logierte den General in das deutsche Haus und besorgte seine Küche auf's Beste. Allein nun verlangte er auch Geld von der Stadt.

Da man die Kunde vernommen hatte, daß sich die französische Armee der Stadt nähere, suchte man sein Begehren aufzuhalten; allein er drang unerbittlich auf dessen Erfüllung. Desselben Nachmittags noch müsse die verlangte Summe abgeliefert werden. Die Bürgermeister sahen die Unmöglichkeit ein, das Begehrte in der angeräumten, kurzen Frist, herbei zu schaffen, und da sie sich nicht zu helfen wußten, verbargen sie sich. Der regierende Bürgermeister Anton entwischte hinten zum Rathhaus hinaus, durch die Gärten, in das Augustinerkloster. Man suchte ihn vergebens mit der Wache. Weder er noch seine Kollegen kamen zum Vorschein.

Unterdessen ließen sich's der General Tripps und der Obrist von Fortgatsch beim Mittagsmahle wohl sein, und leerten, mit ächt deutschem, stets wachsendem Durste, eine Flasche des besten Elsasser Weins nach der andern.

Um zwei Uhr gab es Lärm in der Stadt; die Franzosen, hieß es, seien im Anmarsch, und schon sei, zwischen Weissenburg und Schweighoffen, ein Vorpostengefecht vorgefallen, und viele Todte bedeckten das Feld.

Die Oesterreicher waren fünftausend Mann stark, hielten Altstadt besetzt und hatten ihre Kanonen hinter den Linien stehen; die Franzosen hatten die ihrigen der Eichmühle gegenüber, auf der sogenannten Steig, aufgepflanzt. Von beiden Seiten wurde stark gefeuert. Die Bayern machten den

Vortrapp der französischen Armee und verloren viele Leute.

Gegen sechs Uhr kam ein Husar im Galopp die Straße heraufgeritten und meldete dem General, daß die französische Armee sich gegen die Stadt wende. Dieser Bericht war kaum gegeben, als ein zweiter Husar dahersprengte, um dem General anzuzeigen, daß die Franzosen nun völlig im Anzug seien.

Der General stieg sogleich zu Pferde und ritt über den Platz, indem er dem Offizier der Hauptwache Befehle gab, wie er sich zu verhalten habe und ihm sagte, daß er bald Verstärkung erhalten solle. Er selbst suchte sich jedoch eiligst in Sicherheit zu bringen. Die Offiziere empfahlen den Bürgern sich in ihre Häuser zu begeben und dieselben zu verschließen, damit Niemanden ein Unglück widerführe.

Nun herrschte tiefe Stille in der Stadt. Viele Bürger hatten sich in ihren Häusern eingeschlossen; andere hatten sich in der Stiftkirche oder den Klöstern versteckt; andere waren mit Weib und Kind entflohen.

Die Oesterreicher verschanzten die Thore mit Bauholz, Karren und Mist. Die Kroaten und das Bataillon Fortgatsch standen im Bannacker, [1]) auf der Mauer.

Gegen sieben Uhr Abends überstiegen die Regimenter Lamark und Royal Bavière und ein französisches Regiment die Zwingelmauer, sprengten das Kettenthörel und zu gleicher Zeit auch das untere Thor auf und überfielen die Kroaten und Fortgatsch, welche sich ins Innere der Stadt zurückzogen und wieder auf der Straße in Rang aufstellten. Sie hatten ihre Waffen auf den Boden gelegt, weil sie sich übermannt sahen, und glaubten Pardon zu erlangen. Allein sie irrten

[1]) Vorstadt, gegen Landau zu.

sich. Wer nicht entfliehen konnte oder sich verbarg, wurde ohne Gnade niedergehauen. Bis in die Schornsteine, in die leeren Weinfässer, in die Backöfen verkrochen sie sich. Aus der Stadt konnte Keiner kommen, denn alle Thore waren geschlossen und gut bewacht.

Die Sieger waren beinahe alle betrunken; denn in Rechtenbach und in Schweigen hatten sie geplündert; in die Fässer geschossen und den Wein laufen lassen, so daß sie in manchen Kellern bis an die Kniee im Wein standen.

Das Gemetzel in den Straßen und Häusern dauerte bis neun Uhr fort. Die Todten lagen umher, viele schwammen im Wasser. Der Marktbach, welcher damals mitten durch die noch ungepflasterte Stadt lief, war vom Blute geröthet.

Der Obrist von Fortgatsch wurde, nebst andern Offizieren, von Lamark gefangen genommen; er starb aber bald an den im Kampfe erhaltenen Wunden.

Noch in derselben Nacht befahl der Magistrat, die Todten aus dem Bache zu ziehen und auf Wagen zur Stadt hinaus zu führen. Man beerdigte sie alle in großen Gruben, auf dem ersten Acker, links am Heidengäßchen, da wo man im Jahr 1833 das sogenannte Cholera-Haus errichtete.

Die Anzahl der Todten wäre noch beträchtlicher gewesen, wenn es nicht vielen der Feinde gelungen wäre, sich in den Häusern oder sonstwo zu verstecken. Deswegen wurde in derselben Nacht noch, in den Zünften geboten, alle feindlichen Soldaten, deren Schlupfwinkel man kenne, sogleich anzuzeigen, damit sie als Kriegsgefangene eingebracht würden.

Auf dieses Gebot wurden einige Hundert auf die Münze gebracht.

In der Altstadt hatten die Kroaten und Oesterreicher ebenfalls eine große Niederlage erlitten. Die Sieger hieben al-

les nieder, was eine Uniform trug. Viele hatten sich in den befestigten Gottesacker, in die Kirche, bis in den Glockenthurm geflüchtet, wo sie von den Franzosen zu den Schalllöchern hinausgestürzt wurden. Alle Brunnen des Dorfes waren mit Leichnamen angefüllt.

Ehe diese Kriegsbegebenheiten in Weißenburg und dessen nächster Umgebung statt gefunden, hatte General Bärenklau, das vom Marschall von Coigny befehligte französische Armeekorps wieder den Rhein hinaufgetrieben, und es genöthigt Oppenheim, Worms und Mutterstadt zu verlassen und nach Germersheim zu ziehen.

Hier stieß Coigny mit dem alliirten, vom Grafen von Seckendorf kommandirten bayerischen Armeekorps zusammen.

Man vermuthete Anfangs, sie würden dem Prinzen Karl entgegen gehen, um ihm ein Treffen zu liefern; allein sie wandten sich rechts gegen das Gebirg, damit sie nicht zwischen zwei Feuer kämen. Die Husaren waren ihnen hiebei stets im Rücken, und thaten ihnen viel Schaden. General Bärenklau stieß wieder zur Hauptarmee.

Der Marschall von Coigny und der Graf von Seckendorf langten inzwischen, den 6. Juli frühe, mit dem größten Theil ihrer Armee vor den Linien an, die der General Nadasti mit seinem, aus zehn bis zwölf tausend Mann bestehenden Korps, besetzt hielt.

Beide Heere stellten sich in Schlachtordnung. Die Franzosen stürzten sich von der Steige herab in die Ebene, die zwischen den Linien und dem Marktbache liegt. Es kam zu einem hitzigen Gefechte, welches acht Stunden dauerte.

Prinz Karl wäre gerne mit seiner ganzen Armee dem General Nadasti von Lauterburg aus zu Hülfe gekommen, wenn

er nicht zu weit entfernt gewesen wäre. Er schickte ihm drei Kavallerie-Regimenter, unter dem Befehle des Generals Preysing; dieselben konnten jedoch das Nadastische Korps nicht frühe genug erreichen, da auf den Wegen nicht wohl fortzukommen war.

Die Franzosen wurden dreimal zurückgeworfen; weil sie aber beständig durch neue Truppen verstärkt werden konnten, erstiegen sie endlich siegreich die Linien, und nöthigten den General Nadasti sich zurückzuziehen. Er hatte, nach diesem Unfalle, dem damals noch in Weißenburg kommandirenden Obristen Fortgatsch gerathen, die Stadt mit seiner Garnison zu verlassen, weil sie, wegen ihrer schwachen Befestigung, nicht wohl gegen das ganze französische Heer vertheidigt werden könne. Die Besatzung war aber nicht dazu zu bringen, sich zurück zu ziehen, weßwegen sie, wie wir bereits gesehen haben, sämmtlich niedergehauen oder gefangen genommen wurde.

Die Oesterreicher wandten sich nun nach Schleithal, und sodann nach Lauterburg, wo die ganze Armee stand.

Denselben Sonntag, also den 5. Juli, an welchem das Treffen statt gefunden, brachte man über neunhundert Verwundete, theils Franzosen, theils Oesterreicher hieher.

Dienstags, 7. Juli, brach die französische Armee auf. Man glaubte anfänglich, es seie auf die Oesterreicher in Lauterburg abgesehen, denn unsere Soldaten standen vom Gutleuthof bis nach Riedselz, und auf dem Rennfelde hielten die Proviantwägen und Equipagen. Allein auf einmal machten sie sich auf und marschirten gegen Hagenau, Bischweiler, bis nach Pfaffenhoffen.

Desselben Tages fuhren auch die zwei katholischen Bürgermeister Anton und Willmann nach Straßburg; die beiden

lutherischen, Scherer und Solz blieben in der Stadt zurück

Nun kam Weißenburg von Neuem in große Kriegsnoth.

Mittwochs, 8. Juli, Morgens vor Tag, kam der Thorwächter und berichtete dem Bürgermeister Scherer, daß feindliche Husaren vor der Stadt stünden und Einlaß forderten, und daß, insoferne die Thore nicht sogleich aufgemacht würden, man sie aufhauen, die Stadt plündern und alles niederhauen würde.

Der Magistrat und das Gericht versammelten sich alsobald, und es wurde beschlossen dem Feinde die Thore zu öffnen.

Der Rittmeister, welcher Sonntags zuvor Antheil an der Kapitulation genommen und die gefangenen Franzosen nach Lauterburg gebracht hatte, zog mit einem Trupp Husaren herein, und sagte zum Bürgermeister Scherer, der ihn an der Spitze des Magistrats empfing: Er wolle nun in einem andern Tone mit ihnen reden. Sie hätten sich geweigert die von General Tripps geforderte Geldsumme (dreihundert dreißig Dukaten) auszuliefern, da sie gewußt, daß die Franzosen kommen würden.

Auf des Bürgermeisters Entschuldigung und Bitte, er hoffe, daß, nachdem die Stadt ihm nun die Thore willig geöffnet habe, er die Vertragsartikel der Kapitulation halten werde, entgegnete der Rittmeister, daß er nicht daran denke. Er begab sich auf's Rathhaus und begehrte mit dem regierenden Bürgermeister zu sprechen. Da dieser nun in Straßburg war, wandte er sich an Bürgermeister Scherer und verlangte tausend Reichsthaler für den General und hundert Dukaten für sich. Vergebens bat Scherer um Gnade und Minderung; der Rittmeister bestand auf seiner Forderung, und drohte die Stadt in Brand zu stecken, wenn sie das Geld nicht binnen zwei Stunden geliefert hätte.

Diese Drohung brachte den Magistrat in große Bestürzung; denn der drei Jahre vorher erst vollendete Bau des neuen Rathhauses [1]) hatte die Kasse gewaltig geleert. Mit Mühe brachte er das Geld zusammen; er mußte es bei einzelnen befreundeten Bürgern auftreiben.

Kaum war die Summe ausbezahlt, als der Rittmeister abermals tausend Louisd'or verlangte. Diese neue Forderung verursachte noch größere Angst. Bevor aber Magistrat und Bürgerschaft daran dachten, dieselbe auszuzahlen, faßten sie den Entschluß dem Prinzen Karl eine Deputation zu schicken, und ihm die Sache vorzutragen.

Demzufolge begaben sich der Bürstermeister Scherer, der Schaffner des Stifts und Vigelius, Keller (Verwalter) der Probstei, nach Lauterburg, um ein Sicherheitsgeleit zu erhalten.

Bürgermeister Scherer und der Stiftsschaffner wurden vor den Prinzen gelassen, der sie des andern Tages auf die Kriegs-Kanzlei beschied, woselbst er ihnen seinen Entscheid kund geben werde.

Die Herren verfügten sich demnach den folgenden Tag, 9. Juli, auf die Kanzlei, wurden aber von einem Schreiber an den andern gewiesen und erst gegen Abend ließ ihnen der Prinz sagen, daß die Stadt Weißenburg bis jetzt noch keine Brandschatzung zu bezahlen habe; werde eine solche ausgeschrieben, so solle sie schon ihr Quantum bekommen.

Der Rittmeister hatte unterdessen erfahren, daß die Stadt eine Deputation ins Hauptquartier geschickt habe, und bezeugte darüber ein großes Mißfallen, da er meinte, man hätte et-

[1]) Es führt die Inschrift: EX ANTIQVO CINERE SVRRE XI. REGNO LVDOVICI XV. ANNO. DOMINI. MDCCXLI.

was von den tausend Reichsthalern verlauten lassen. Er trieb daher auf dem Rathhause eifrig darauf, man möge ihm einen Schein geben, worin dieses Geld als eine an den General Tripps gegebene Diskretions-Summe, angeführt würde.

In der Zwischenzeit schickte er dem General Bericht über das Anlangen des Geldes. Die Deputirten hatten ihm, bei ihrer Rückreise, einen Besuch im Schleithal abgestattet und waren sehr höflich von ihm empfangen worden, da sie keine Meldung von ihrem Schritte beim Prinzen Karl, hinsichtlich der tausend Reichsthaler, gethan hatten.

Den 9. Juli kamen die Proviant-Offiziere oder Kommissarien in Weißenburg an, um Brod backen zu lassen. Die Heu-Magazine wurden ausgeleert und das Futter zur Armee geführt; auch aller sonstiger Vorrath an Getreide, den die Franzosen zurückgelassen. Hierauf wurde die Kommiß-Bäckerei aufgehoben.

Weißenburg hatte im Verlaufe dieses Kriegs folgende Leistungen zu machen:

1065 Säcke Spelz, 905 Säcke Waizen, 523 Säcke Korn, 1345 Säcke hartes Futter, 108,230 Rationen Heu, 30,000 Bund Stroh, 200 Klafter Holz, 1 ½ Fuder oder 874 Maß Wein. An Geld 20,625 Gulden, ohne das Zählgeld (la taxation). Ferner hatte die Stadt hundert Husaren allein zu unterhalten, nebst freier Tafel für die Offiziere, und noch sonst viele Ausgaben zu bestreiten und Erpressungen zu erdulden.

III.

Walther vom Wasgenstein

und

Hildegunde,

eine altdeutsche Heldendichtung.

In gedrängter Erzählung mitgetheilt

von

August Stöber.

Walther und Hildegunde,

in zwölf Abenteuern. [1])

I. Die Kunde, daß der grimme Heunen- oder Hunnenkönig Etzel (Attila), sich mit einem zahlreichen Heere vom Donaustrande aufgemacht habe, um gegen den Rhein zu ziehen, erfüllte die Lande mit Schrecken.

Um die Gräuel der Verwüstung, welche überall dem Zuge des wilden Siegers folgten, von ihren Völkern abzuwenden, beschlossen die Könige, denen die Lande unterthänig waren, Etzel Schätze und Geiseln entgegen zu schicken.

So schickte der Frankenkönig Gibich, von Worms, als Geisel seinen Dienstmann, den elsässischen Helden Hagen von Tronje; [2]) König Herrich von Burgund, der zu Chalons seinen Sitz hatte, sandte seine Tochter Hildegunde

[1]) Die römischen Ziffern im Texte bezeichnen diese Eintheilung. Die Erzählung ist nach K. Simrocks neuhochdeutscher Uebertragung des Gedichtes gegeben. S. dessen Kleines Heldenbuch, Stuttg. und Tüb. 1844.

[2]) Tronje, Tronia ist Kirchheim, bei Marlenheim; in beiden Orten hatten die fränkischen Könige Palläste, Pfalzen. Gebwiller, Panegyris Carolina, S. 19 nennt das Kronthal, zwischen Marlenheim und Wasselnheim, Tronia vallis.

und Alpker, der über die Gothen im Waskenlande gebot, gab seinen Sohn Walther als Geisel dahin.

Hierauf zog König Etzel mit den reichen Schätzen und den „drei edeln Kindern", wie sie im Liede heißen, wieder in sein Reich zurück.

II. Die jungen Recken Walther und Hagen hielten sich an Etzels Hofe so wohl, und zeichneten sich in allen Kämpfen so wacker aus, daß sie der Heunenkönig zu Scharmeistern in seinem Heere machte. Auch wußte die schöne Hildegunde, Herrichs blühendes Kind, die Gunst von Frauen Helken, Etzels Gattin, zu gewinnen, welche ihr das Amt einer Kämmrerin anvertraute und ihr die Schlüssel zu allen Gemächern und Schreinen übergab.

Inzwischen war Gibich in Worms gestorben, und sein Sohn Gunther, der den Thron bestiegen hatte, weigerte sich fürderhin, nach dem zwischen seinem Vater und Etzel geschlossenen Vertrage, den Heunen zu zinsen.

Hagen, vom Heimweh gequält, fand Mittel und Wege heimlich von Etzels Hofe zu entfliehen, und gelangte wieder nach Worms, seiner Heimat. Nur Walther, sein Jugendfreund und Bundsgenosse, hatte um sein Vorhaben gewußt und war ihm zur Flucht behülflich gewesen.

Auch er hätte entfliehen können, wenn ihn nicht die Liebe zu Hildegunde, mit welcher er schon als Kind verlobt worden war, noch am Hofe des Heunenkönigs zurückgehalten hätte.

Trotz der Warnung seiner Gemahlin Helke, nun ein wachsameres Auge auf Walthern zu haben, damit nicht auch dieser entrinne, und dem Rathe, den sie Etzeln gibt, den jungen Königssohn mit einer heunischen Fürstentochter zu vermählen, um ihn also für immer an seinen Hof zu fesseln, weiß Wal-

ther durch listige Rede und durch den Glanz seiner Waffenthaten, Etzeln zu bethören und alles Mißtrauen aus seinem Sinne zu verbannen.

III. Als Walther eben von dem Siege, den er über ein mächtiges Gränzvolk davongetragen hatte, unter dem Jubel der Heunen, in den Königspalast zurückkehrte, fand er Hildegunde allein im Saale.

Da drückt' er auf die Lippen ihr einen süßen Kuß:
„Gieb mir zu trinken", bat er, „eh ich verdursten muß."
Da ließ sie ihn nicht warten, sie war dem Kühnen hold:
Mit goldnem Weine füllte sie schnell den Becher von Gold.

Nun besprachen sie sich miteinander über ihre Flucht nach der Heimat. An dem bevorstehenden Siegesfeste, welches Walther Etzeln zu Ehren veranstalten wollte, beabsichtigte der Held den Heunen so tüchtig einzuschenken, bis sie, „vom Uebermaße berauscht, im Saale schnarchend liegen." Hildegunde sollte auch ihrerseits alle nöthigen Anstalten treffen.

IV. Nachdem nun bei dem Siegesfeste geschehen, wie verabredet worden, und alle Heunen, Etzel an der Spitze, im Saale trunken schliefen; auch das Jugesinde zur Ruhe gegangen war, bewaffnete sich Walther so gut er konnte, zog ein herrliches Streitroß, Leu genannt, zum Stalle heraus, belud zwei Schreine mit Spangen, Gold und Edelsteinen, und entfloh mit Hildegunde.

Sie suchten auf ihrer Flucht die einsamsten, wildesten Gegenden, die verwachsensten Wege auf.

V. Etzel bemerkte ihr Entrinnen des andern Tages, setzte ihnen vergebens nach und gerieth in verzweiflungsvolle Wuth.

Nach zwei Wochen einer, besonders für die zarte Jungfrau, mühevollen Wanderung, auf welcher sie sich das Leben mit

wilden Vögeln und Fischen gefristet hatten, gelangten sie an den Rhein.

Und jenseits, überglommen vom letzten Abendroth,
Lag Worms, die Stadt der Franken, wo König Gunther gebot.

Dem Fergen, der sie über den Fluß gesetzt hatte, gab Walther zwei Fische, die er noch in der Donau gefangen hatte. Jener verkaufte sie an Gunthers Küchenmeister, und als sie auf der königlichen Tafel erschienen, fragte Gunther überrascht: „Woher sind doch diese Fische? der Rhein ernährt keine solche." Nachdem ihm der Küchenmeister entgegnet, daß er sie von einem Schiffer gekauft habe, ließ Gunther denselben kommen und er bekannte ihm, daß er die Fische am vorigen Tage von einem Helden, einem wunderstarken Gaste, erhalten habe, den er, nebst einem Mägdlein, einem hohen Bilde, über den Rhein gesetzt. Dieselben hätten ein mit zwei Reiseschreinen schwerbeladenes Streitroß bei sich gehabt, welches von dem Mägdlein am Zaume geführt worden sei; in diesen Schreinen hätte es geklungen wie eitel Edelsteine und lichtes rothes Gold.

Hagen, der mit dem Könige und den Rittern zu Tische saß, rief alsobald freudig aus: „Das ist Walther, mein Geselle, der von den Heunen zurückgekehrt!"

Kaum hatte Gunther diese Worte vernommen, als er begann:

... „Mir wünschet Glück ... daß ich den Tag erlebt!
Denn mein sind all die Schätze, die er in Schreinen begräbt.
„Den Zins, den einst mein Vater den Heunen hat gesandt,
Den schickt nun Gott vom Himmel zurück ins Frankenland."

Umstieß er mit den Füßen den Tisch und sprang empor;
Geschwind mir aus dem Stalle den Hengst, ihr Knappen, hervor!

Kampfbegierig und nach den Schätzen lüstern, setzte sich Gunther, vergebens von Hagen zurückgehalten, an die Spitze von zwölfen seiner besten Helden, und trieb sie an Walthern nachzureiten, bevor er mit den Schätzen nach dem Wasgenwald entkomme. Hagen begleitete sie, mit dem Vorsatze nicht gegen den Genossen seiner Jugend zu kämpfen, sondern vielmehr den König vom Kampfe abzumahnen.

VI. Der kühne Weigand [1]) war unterdessen mit seiner holden Jungfrau landeinwärts vom Rheine geflohen.

Da fand er eine Wildniß, der Wasgau genannt,
Der fehlt es nicht an Thieren, es ist ein tiefer Wald,
Von Hunden und von Hörnern wird sie schaurig durchhallt.

Da ragen in der Oede zwei Berge einander nah
Und eine enge Höhle liegt zwischen ihnen da.
Von zweier Felsen Gipfeln ist überwölbt die Schlucht,
Anmuthig, grasbewachsen, doch oft von Räubern besucht.

Hier, auf dem Wasgensteine, unter dem schützenden Felsenthore, beschloß Walther endlich, von der langen Wanderung ermüdet, Rast zu halten, und neue Kräfte zu sammeln, um gegen jeden Ueberfall gerüstet zu sein. Hildegunde sollte unterdessen wach bleiben. Er legte das Haupt auf der Jungfrau Schooß und empfahl ihr:

---

[1]) Wigant, ein kampfgeübter Mann, Kriegsheld; von wigen, eigentlich: sich bewegen, sodann: kämpfen.

„Von diesem Bergeskamme, Geliebte, blick umher,
Und steigen in der Ferne Staubwolken dicht und schwer,
So rühre, leise weckend, mich nur dein Finger an,
Sähst du den größten Haufen uns zu verfolgen auch nahn.

„Entreiße mich nicht plötzlich der lang ersehnten Ruh.
Weithin mit reinen Blicken, o Lieb, durchspähest du
Die Länder und die Gauen, in mondheller Nacht.“
Da fielen ihm die Augen schon zu, der lange gewacht.

Gunther hatte aber bald die Spur der Wanderer aufgefunden; er war an den Fuß des Gebirges gelangt und folgte nun den frisch im Sand zurückgelassenen Pferdehufen. Er trieb sein Gefolge zu größerer Eile an. Nochmals warnte ihn Hagen von seinem Vorhaben, Walthern zu bekämpfen, abzustehen; allein vergebens. Schon standen sie, in dämmernder Frühe, am Fuße der Felsenschlucht.

Da erblickte sie Hildegunde von Ferne und weckte leise den Schlummernden, wie er geboten. In ihrer Angst hatte sie aber die Nahenden für eine Schaar Heunen genommen und flehte inbrünstig zu dem Geliebten, er möge ihr doch den Tod geben, damit sie nicht in die Hände der Schrecklichen falle.

Walther, der alsogleich aufgesprungen war, sich gewappnet und prüfend sein gutes Schwert geschwungen hatte, schärfte das Auge, und Hildegunde tröstend, sagte er ihr, daß die nahenden Reiter keine Heunen, sondern Rheinfranken, Nibelungen, seien, und daß er unter ihnen seinen Freund Hagen erblicke.

Hierauf trat er aus der Felsenpforte des Wasgensteines, fiel auf die Knie und gelobte, einen blutigen Kampf gegen die Recken zu kämpfen, wenn sie als Feinde wider ihn sich nahten.

Hagen, des Bundesgenossen sichere Stellung gewahrend, warnt abermals König Gunther:

.... „Hier frommt Euch nicht die Ueberzahl.

„Ihr seht, in solcher Stellung kann ihm nur Einer nahn,
Den kecklich Zwölfen trutzen oft diese Augen sahn.
Begebt Euch mit dem Starken nicht ohne Noth in Streit,
Nach seinen goldnen Spangen wie begierig ihr auch seid!"

Schickt ihm, setzte er hinzu, wenigstens zuerst einen Herold zu; laßt ihn erforschen; vielleicht gibt er, um den Frieden zu erkaufen, den Schatz in eure Hand.

Gunther folgte diesem Rath und sandte zuerst Herrn Ortewein von Metz. Dieser verlangte, daß Walther seinem Gebieter die Maid mit dem schätzebeladenen Rosse überliefern solle. Walther wies die Forderung muthig ab, doch schlug er ihm vor, er wolle dem König hundert goldene Spangen überschicken, wenn er ihm den Streit erlasse.

Mit dieser Antwort kam der Herold zu Gunthern zurück. Der kluge Hagen, seines Jugendfreundes Muth und Streitkraft kennend, rieth den Vorschlag anzunehmen, indem er bedeutungsvoll hinzusetzt:

„Mir träumte heut von Leide und nicht von Kriegesglück:
Gesund zur Heimat kehren wir beide nimmer zurück.

„Einen wilden Bären nächten sah ich im Kampf mit dir:
Ihr hattet lang gerungen, da riß das grimme Thier
Dir von der Hüfte nieder das eine Schenkelbein,
Daß du im Blute lagest beschwert mit tödtlicher Pein.

„Als ich darauf mit Waffen dir rasch zur Hülfe sprang,
Auf mich einhergefahren kams mit der Tatze Schwang:
Sechs Zähne und ein Auge schlug mir das Unthier aus,
Drum meide, König, meide mit diesem Helden den Strauß!"

Da nun Gunther Hagens wohlgemeinten Rath abermals geringe hielt, so erklärte dieser, daß er am Kampfe keinen Antheil nehmen werde, und setzte sich auf seinen Schild, der Dinge wartend die geschehen sollten.

VII. König Gunther sandte nun Herrn Ortewein zum zweitenmale als Herold zu Walthern, um von ihm den ganzen, unversehrten Hort zu fordern. Walther bot jetzt zweihundert Goldspangen an. Auf Orteweins Weigerung, dieselben anzunehmen, begannen sie zu kämpfen.

Nachdem König Gunthers Dienstmann von Walthers kampfgeübter Hand gefallen, trat Skaramund, der Neffe jenes hervor, um des Oheims Tod zu rächen.

Ruhig erwartete ihn Walther am Felsenthore, und streckte ihn nach kurzem Kampfe nieder. Ihm folgte Werinhard, von Santen, „trojischer Art entstammt"; den traf dasselbe Loos. Hierauf erschien der Sachse Eckefried, der mit höhnischen Worten Walthern frägt, ob er denn ein eitel Luftgebilde sei, ein Schrat [1]) der Wildniß, daß er jedem Hieb entschlüpfe? Und siehe, er erkundete es nur allzubald. Von des Helden Speere getroffen, sank er ins Gras.

VIII. Nun trat auf der Degen Hadawart, der Garonne Erzeugter,

---

[1]) Die Sage bevölkert den Wassichin mit einem gewaltigen Riesengeschlechte und nennt unter denselben Schrat, einen riesenhaften Gott, welchem Tempel und Bäume geweiht waren. Der riesige Schrat, mit welchem auch das schweizerische Schrätteli zusammenhängen mag, ist im Elsaß, in das, im Münsterthale als Alp spukende Schrätzmännel zusammengeschrumpft. — Auch die Bemerkungen über die Schrätzenlöcher, bei Arnsschwang in der Oberpfalz, in Fr. Panzers Beitrag zur deutschen Mythologie, S. 111. sind hier zu berücksichtigen. S. ebenso: Die Sagen des Elsasses, S. 88, 92, 127 u. 128.

Gewissen Siegs gewärtig, ihn trog der eitle Sinn,
Erbat er sich vom König des Gegners Schild zum Gewinn.

Mit frechem Trotze redet er Walthern an und fordert ihn zum Kampfe:

„Du falscher Wurm, voll Tücken auf Lug und Trug erpicht,
Der du im Schuppenpanzer die Glieder bergend schmiegst,
Doch weist du zu verwunden wie du im Kreis geringelt liegst.

„Die Lanzen und die Pfeile vermiedst du alle schlau:
Sie kamen aus der Ferne und zielten nicht genau;
Ich will mich vor dich stellen: laß sehn, ob du so klug
Den Hieben auch entgehest, die meine Rechte dir schlug.

„Um Eins will ich dich bitten: leg ab den schönen Schild:
Er ist nun mein, der König gewährte mir ihn mild.
Nie einen bessern sah ich noch irgend in der Welt:
Ich möcht ihn nicht verhauen, der meinen Augen gefällt.

„Dir kann er doch nicht frommen, umsonst ist deine Wehr;
Und wenn du Mich auch zwängest, wie diese Recken hehr,
Hier sind mir noch der Freunde, noch der Verwandten viel:
Sie brächten mich zu rächen dich desto eher ans Ziel.

„Man läßt dich nicht von hinnen nach dem was du gethan;
Ja würdest du ein Vogel und zögest Flügel an,
Du büßest doch den Franken so vieler Helden Mord ....“

Auf diese übermüthige Rede entgegnete Walther mit würdevollem Ernste, und der Kampf begann mit furchtbarer Wuth,

Es staunt der Wasgenwald
Ob ihrer Waffen Blitzen, ob ihrer Arme Gewalt.

Doch ließ Walthers Kraft und Waffengeschick den Sieg über den prahlerischen Sohn der Garonne nicht lange unentschieden.

„Erschlagen liegen Fünfe: wer will der Sechste sein?“
Und siehe, es trat auf Patafried, Hagens Schwestersohn.
Dem ruft der Oheim vergebens zu:
„Wohin, Unsel'ger, rennst du? Dort lacht der Tod dich an;
Die Norne [1]) will dich küssen, o Neffe, laß den Wahn:
Mit Walthern dich zu messen, reicht dir die Kraft nicht, Kind.“
Den Jüngling trieb der Ehrgeiz, er schlug die Mahnung in den Wind.

Unter vielen Thränen umarmte ihn Hagen, unvermögend seinen kampf- und goldgierigen Sinn zu brechen, obgleich er ihn an seine Mutter und an sein junges Ehgemahl zu Hause erinnerte.

Walther, ein ebenso siegreicher Kämpfer als hochherziger Freund, hatte Alles mit angehört; er wollte des Jünglings schonen und mahnte ihn deshalb vom Streite ab. Da er aber zur Antwort nur Hohn erhielt, bot er sich dem Angriffe des Tollkühnen und traf ihn, nach kurzem Gefechte, tödtlich, mit wohlgeführter Lanze, und hieb ihm, mit dem eroberten Schwerte, das Haupt vom Rumpfe.

Des Freundes Tod zu rächen, eilte nun Gerwig, ein Graf im Wormser Gau, den Felsenrain empor und warf die Axt, der Franken alte Waffe, nach dem unermüdlichen Kämpfer. Walther lenkte den Wurf mit dem Schilde ab, und so sehr sich auch der junge Recke bemühte ihn, bald durch List, bald durch Gewalt zu drängen, er fiel: und Walther löste ebenfalls sein Haupt mit einem Schwertstreich vom Rumpfe.

Nun baten die Uebrigen den König, er möge doch von seinem Vorhaben abstehen, und den unbesiegbaren Helden mit seinen Schätzen der Wege ziehen lassen. Gunther wollte aber nicht auf die Schätze Verzicht leisten, auch nicht die Schmach

[1]) Nornen, so heißen die germanischen Schicksalsgöttinnen.

tragen, einem Einzigen unterliegend, vom Kampfplatze weichen zu müssen.

Während Jene streiten Wer sich zuerst ihm stellt,
Den Helm nahm vom Haupte Walther der kühne Held.
Dort an dem Baumast band er ihn fest; ihm war so heiß.
Nun schöpft' er Luft und wischte sich von der Stirne den Schweiß.

Indeß er sich so kühlte, rannte Herr Randolf auf ihn los; doch seine Lanze prallte von Walthers Panzer ab, „den Schmied Wieland von so gutem Erze gehartet.“ Auch er erlag bald, nachdem es ihm jedoch zu seiner großen Freude, gelungen, Walthern zwei Locken abzuscheren.

IX. Jetzt zeigte sich Herr Helmnot mit einer ganz neuen Angriffswaffe, und des Sieges fast gewiß. Er schleuderte einen mächtigen Dreizack, der an ein dreifaches Seil gebunden war, nach Walthern. Davon erdröhnte das Schildgehäuse des Helden; die Haken erfaßten die Buckel, und mit lautem Siegesgeschrei, warfen die Franken Schild und Waffe weg und zogen an den Seilen, wähnend den Feind schon in ihren Händen zu haben.

Die an den Seilen zogen, die sei'n euch jetzt benannt:
Herr Helmnot der Neunte, der ist euch schon bekannt.
Der Zehnte war von Straßburg Drogo, der schnelle Mann,
Tannast von Speir, der Eilfte, ein starker Ast aus dem Tann.

Der Zwölfte war Herr Gunther, dem Hagen zum Ersatz.
Die Vier am Seile mühten sich ab in großer Hatz.
Sie zogen All' an Einem und schrien und lärmten laut.
Verächtlich hatt' er lange das eitle Mühen geschaut.

Jetzt währt es ihm zu lange: er ließ, des Helmes blos,
Auf Schwert und Panzer trauend, den Schildrand plötzlich los;

Da stürzten sie zu Boden, die Vier am schnöden Seil,
Frohlockend sah es Walther: da sprang er näher in Eil.

Und ehe sie sich von Fall und Schreck erholen konnten, schlug der Held die drei Recken Helmnot, Drogo und Tannast zu Boden.

X. Es blieb nun noch Gunther. Der schritt zur Felsenwand empor, wo er Hagen traurig auf seinem Schilde sitzen fand. Er beschwor ihn, mit ihm, die gefallenen Freunde zu rächen und endlich den Unbesiegten zu besiegen. Hagen wies zuerst den Antrag ab; er gedachte der Schwüre die er dem Freunde der Jugend gethan, der vielen Treue, die ihm der Bundsgenoß erwiesen. Jedoch trübte sich auch sein Sinn, bei dem Anblick der erschlagenen Waffenbrüder, namentlich seines geliebten Neffen, des jungen Patafried. Gunther, der schlaue, sah ihn schwanken und endlich gelang es ihm, nach vieler Rede, ihn zum Kampfe zu bringen.

Auf Hagens Rath, beschlossen sie Walthern Zeit zum Abzuge zu gestatten, da sie ihn, in seiner Stellung zwischen den engen Pforten des Wasgensteins nicht wohl besiegen könnten.

Der Rath gefiel dem König, er schien ihm dienlich und gut.

Da umhalst er den Getreuen, mit einem freudigen Kuß
Den neuen Bund besiegelnd und solcher That Beschluß.
Sie zogen ab, und fanden auf schatt'gen Höhen bald
Den Pferden süße Weide, sich selbst bequemen Hinterhalt.

XI. Von seinem sichern Felsenthore hatte Walther dies Alles mitangesehen. Die Umarmung zwischen dem Könige und seinem bisher unthätigen Dienstmanne, kam ihm verdächtig vor. Da sie nun plötzlich verschwunden waren, fragte er sich, ob sie weiter gezogen wären, um neue Kämpfer her-

beizuholen, oder ob sie ihn etwa aus dem Verstecke hinterlistig überfallen wollten.

Nach kurzem Besinnen, entschloß er sich die Nacht auf dem Wasgensteine zuzubringen, damit Gunther nicht an seinem Muthe zweifeln und sagen könne, „er sei ihm entronnen, zur Nachtzeit, als ein Dieb.“

Mit seinem guten Schwerte hieb er Dornen und Gestrüppe zusammen und verbaute also die Wege zum engen Felsenthore.

Der Anblick der Leichen, die blutig zu seinen Füßen lagen, rührte sein Herz. Er fügte die abgehauenen Häupter wieder Jegliches Leib an, und betete zu Gott:

„Jetzt aus bewegtem Herzen vernimm mein Flehn mit Huld;
Dem Schuldigen vergiebst du und züchtigst nur die Schuld:
O laß in deinem Reiche verjüngt mich wiederschaun
Die meinem Schwert gefallen ich hier erblicke mit Graun.“

Nach diesem hochherzigen, inbrünstigen Gebete, erhob sich der Held, und trieb die sechs übrig gebliebenen Pferde seiner besiegten Feinde zusammen und band sie mit Weiden fest.

Vom Kampf' erschöpft löste Walther seine Rüstung, und, nachdem er sich mit der tiefbekümmerten Braut, die seitdem so Vieles mitangesehen und erlitten, an dem in den Schreinen verwahrten Wein und Brode erquickt, kam er mit ihr überein, daß *sie* den ersten Theil der Nacht bei ihm wachen solle; *er* werde dann ihren Morgenschlaf beschirmen.

Walther schlummerte ein, im Vertrauen auf Gott und die Geliebte, während sich Hildegunde die Augenlieder mit Gesang offen hielt.

Allein des Helden Schlaf dauerte nicht lange. Bald sprang er vom Schilde auf, das ihm zum Lager gedient, damit auch Hildegunde der Ruhe genießen könne.

Gestützt auf seine Lanze vertrieb der Held die Zeit,
Die Pferde jetzt umgehend und jetzt die schöne Maid.
Auch trat er wohl zum Walle mit lauschendem Ohr
Und hoffte stets es färbe sich bald das östliche Thor.

Sobald der Morgenstern am Himmel blinkte, machte sich Walther auf, die Waffen der Erschlagenen zu sammlen. Er lud sie, nebst den Spangen und Rüstungen, auf vier der Rosse, die ihm die Feinde gelassen. Auf das fünfte hob er die eben erwachte Braut und bestieg selbst das sechste. Sein eigenes gutes Streitroß, der Löwe, folgte mit den reichbeladenen Schreinen.

Da erblickte das Paar plötzlich, auf dem Hügel gegenüber, zwei rasche Männer sich nahen.

Es waren Gunther und Hagen.

Schnell trieb Walther Hildegunden an, mit den Rossen in das Dickicht zu fliehen; damit er den letzten Kampf mit den Feinden bestehen könne.

Auf Gunthers freche Drohung erwiederte der Held mit keinem Worte. Er wandte sich zu Hagen, den Gefährten seiner Jugend, ihn an alte Treue und Freundschaft mahnend:

„Denk unsrer Jugendspiele, denk unsrer Kinderlust,
Wie wir gesellig aßen und schliefen Brust an Brust:
Stets hielten wir zusammen und giengen Hand in Hand;
Als unzertrennlich waren wir allen Leuten bekannt.

„Wir wurden Bundesbrüder und mischten unser Blut: [1])
Da galt uns diese Freundschaft wohl für das höchste Gut;
Daheim und vor dem Feinde bewies sich oft ihr Werth.
Was ist daraus geworden? Wie hat die Welt sich verkehrt?

[1]) Wenn Helden Freundschaft und Bundsgenossenschaft tranken, so öffneten sie sich oft die Adern und ließen einige Blutstropfen in den mit Wein gefüllten Becher träufeln.

„Vergaß ich doch des Vaters in deinem Angesicht,
Vergaß der lieben Heimat und süßer Kindespflicht.
Wie tilgst du aus dem Herzen die oft gelobte Treu?
Ein Meineid wär's, die Götter zu erzürnen trage Scheu.

„Thu mir in dieser Stunde nicht Haß statt Liebe kund
Und ewig unverbrüchlich besteh der Freunde Bund.
Reich mir die Hand, so sollst du mir hochgepriesen sein,
Ich fülle dir den Schildrand mit des Goldes röthlichem Schein."

Auf diese treuen, von Freundschaft erfüllten Worte, entgegnete Hagen mit hämischer Rede, und warf ihm besonders seines Neffen Tod vor. Den wollte er jetzt rächen oder auf der Stelle sterben.

Nun stiegen die Helden von ihren Pferden, um den Kampf der Zernichtung zu beginnen.

Es währt ihr grimmes Streben wohl bis zum neunten Gang.
Heiß schien die Sonne nieder: Herrn Walther dauert es lang.

XII. Jetzt raffte Walther seine ganze Kraft zusammen. Nachdem er seinen Speer, „wie Sturmeswehn," gegen Hagen geschleudert hatte, ohne ihn zu verwunden, schwang er die raschentblößte Klinge, schlug des Königs Schild weg und hieb ihm, mit gewaltigem Streiche, den ganzen Schenkel weg.

Hagen sah erbleichend des Königs Fall, und sprang herbei, ihn mit seinem eigenen Haupte zu schirmen.

Also kämpften sie in verzweifelter Wuth.

An Hagens Schild zerschellt Walthers Klinge; jener benützt den Augenblick wohl und haut dem Jugendfreunde

.... herab die rechte Hand
So weit durch Siegesthaten der Erde Völkern bekannt.

Walthers Blut entfloß in Strömen; allein sein Geist blieb hell. Er schob den blutigen Stumpf in den Schildrand, zog sein kurzes Heunenschwert von der rechten Hüfte, die linke Hand damit bewehrend, und

Grausame Rache nahm er an seinem Feind damit,
Das ihm die Lippe spaltend die rechte Schläfe durchschnitt,
Sechs Backenzähne ausriß, dazu das Aug' entstieß.

Also bewährte sich Hagens Traum.

Nun war des Kämpfens genug. Die Helden trockneten „mit Blumen des Blutes heißen Bach."

Walther rief die zitternde Jungfrau herbei, damit sie die Wunden mit linden Linnetüchern verbinde und ihnen sodann „zur Sühne den kühlen Labewein kredenze."

Hagen, dem sie, auf Walthers Geheiß, den ersten Trunk reichen wollte, wies die Ehre ab:

.... „erst bring' ihn deinem Herrn,
Er ist mir überlegen, der Braut gesteh' ich es gern."

Nun begannen die beiden schwer verwundeten Waffenbrüder sich gegenseitig zu necken und Witz um Witz zu tauschen:

Der Franke sprach: „In Zukunft, wenn du den Hirsch erjagst,
Von dessen Leder Handschuh' du zahllos gewinnen magst,

„So fülle dir den rechten mit des Hirschen zartem Haar:
So glaubt man dich zweihändig und doch ist es nicht wahr.
Es war so viel Gerede von deiner starken Faust;
Es kann geschehn, daß Manchem noch vor dem Scheinbilde graust.

„Bald gilt an deinem Hofe ein nagelneuer Brauch:
Du fichtst nun mit der Linken, die Gothen werden's auch,

Und wer noch mit der Rechten sein Weib umarmt und küßt,
Der ist ein Hochverräther, der zappeln muß am Gerüst."

Nun war die Reih' an Walther, daß er die Lanze warf:
„Wie blickst du in die Zukunft mit Einem Aug' so scharf!
Ich kann mit meinen beiden doch besser prophezeihn:
Vernimm, du sollst ein König unter Blinden künftig sein.

„Du wirst auf Einer Seite dem Dienervolk mißtraun,
Beim Gruß mit queren Blicken auf deine Helden schaun.
Wenn Ich den Hirsch erjage, verfehlt die Sau dein Spieß.
Aus alter Freundschaft rathen will ich, Trojaner, dir dieß:

„Sobald du heimkommst, hole dir Milch und Mehl herbei:
Die laß zusammen kochen, so gibt es einen Brei.
Dein Auge wird dich schmerzen, da kommt der Brei dir recht,
Beginnt dich dann zu hungern, so schmeckt die Pappe nicht schlecht."

Also erneuerten sie unter Scherzen „im Blut die Brüderschaft." Und noch fürderhin bewährten die beiden starken Helden ihren Muth und ihre Kraft in manchem Streite.

Sie hoben nun des Kampfes Ursächer, den lahmen König, auf ein Pferd und derselbe trat mit traurigem Sinne, von seinem Dienstmanne begleitet, die Fahrt nach Worms an; während Walther sich mit seiner schönen Braut ebenfalls der Heimat zuwandte, um sich trauen zu lassen.

Nach seines Vaters Tode, bestieg Walther den Thron und gebot während dreißig Jahren über das Volk der Gothen im Waskenlande. Er hatte seinen Sitz in Langres und vollbrachte noch viele Thaten der Kraft und Tapferkeit.

Als ich im September 1846 den Sitzungen der deutschen Sprach- und Geschichtforscher, in Frankfurt am Main, beiwohnte, machte mich der ehrwürdige Präsident der Versammlung, Jakob Grimm, zuerst auf dieses Gedicht, eines der schönsten des deutschen Sagenkreises und ein Kleinod im elsässischen Sagenschatze, aufmerksam, was ich ihm, und gewiß der vaterländische Leser mit mir, zu innigem Dank habe.

Ueber die ursprünglich lateinische Dichtung Waltharius, (Ausgabe von Jakob Grimm,) eine der bedeutendsten sogenannten Klosterdichtungen, da sie Mönche zu Verfassern hatten, folge hier W. Wackernagels gediegene Besprechung:

„(Das Gedicht Waltharius) erzählt wie zwei an Attila vergeiselte Königskinder, Walther, ein Aquitane d. h. Westgothe, und Hildegund, eine Burgundin, von des ersteren Hofe miteinander fliehen, und dann wie Walther in den Vogesen sich loskämpft von Günther dem Frankenkönige und Hagen und andern fränkischen Helden. Dem Frankenkönige: denn aus den Burgunden am Rhein hat die Sage, seitdem deren Wohnsitz fränkisches Gebiet geworden, selbst auch Franken gemacht: eine Namensübertragung, die hier zuerst erscheint, und in spätern Gedichten dieses Kreises neben dem eigentlichen Namen sich forterhält. [1])

„Verfasser war in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts Gerald, ein Sanctgallischer Mönch, er in Gemeinschaft mit Eckehard I, einem Klostergenossen. Hundert Jahr

[1]) „Es ist mithin diese Sage in Anlehnung und Gestaltung durchaus geschichtlich: doch mag auch sie gleich denen von Theodorich, eine Beimischung aus der Göttersage enthalten, wie sie nicht ganz in letzterer wurzelt: in dem Entscheidungskampfe wird Walther einhändig wie Tyr, und Hagen einäugig, wie Hödhr blind ist, welchem er sich auch sonst vergleicht; Hildegund aber vereinigt in sich die Namen zweier Walkyrjen, Hildr und Gunnr."

später hat Eckehard IV die Latinität classischer zu machen gesucht, derselbe, der auch Ratperts deutschen St. Gallusleich in Latein übertragen. Im Waltharius herrscht, nur virgilisch veredelt, noch die Strenge altgermanischen Heldenthumes vor" (Geschichte der deutschen Litteratur, Basel. 1851, S. 71 u. 72.) Die, der mittelhochdeutschen Zeit angehörige deutsche Ueberarbeitung des Waltharius, beurtheilt Wackernagel wie folgt:

„Walther und Hildegund, deren Sage, ursprünglich wohl eine Göttersage, eng und wesentlich mit den Namen Attilas und der Burgunderkönige, aber nicht mit der von Siegfried verknüpft ist, sind nach der lateinischen Dichtung Geralds und Eckehards im dreizehnten Jahrhundert auch Gegenstand einer deutschen geworden. So viel ergiebt sich aus den leider spärlichen Bruchstücken, die wir noch besitzen, daß sich der Verfasser gleich dem der Kudrun am Nibelungenliede gebildet hat: er nennt auch wie dieß die Rheinischen Könige Burgunden, nicht Franken; aber wie er die Nibelungenstrophe in einer fast üppig klangreichen Weise umgestaltet, so sucht er überhaupt weiter zu gehen in höfischer Zierlichkeit: ihm nicht schwer, da ihn kein Anschluß an Volkslieder beengte (von Benutzung solcher, obschon es gewiß deren gab, ist keine Spur vorhanden), die ausländischen Räumlichkeiten aber, in welche die Sage führte, Frankreich und Spanien, einen romantischen Hintergrund und der Erfindung größere Freiheit gewährten. Der Vater Walthers heißt hier Alpker, König zu Langres, bei Gerald Alphere, König von Aquitanen. Es ist mit Wahrscheinlichkeit vermuthet worden, daß die Dichtung von der Heidin, in welcher ein überrheinischer Graf Alpharius ein minnigliches Abenteuer besteht, der letzte Nachklang einer verschollenen Sage von jenem Westgothenkönige sei." (Ebend. S. 208 u. 209).

Walther von Aquitanien oder vom Wasgenstein, wie er auch in der Vilkinasage genannt wird, erscheint im Kleinen Heldenbuche noch mehrere male. So, unter andern, in der Zahl der zwölf Recken, welche Chriemhilde, Gibichs schöne Tochter und Gunthers Schwester, zur Bewachung ihres Rosengartens bestellte:

Der Zehnte heißet Walther von dem Wasgenstein,
Der kühnen Fürsten Einer wohl auf und ab am Rhein.

Er bestand den Kampf mit Dietlieb, Biterolfs Sohn, aus Steiermark, so kräftig, daß Beide, obgleich verwundet, für unbesiegt erklärt wurden, und Chriemhilde Beiden des Kampfes Preis: „einen Kuß von ihrem süßen Munde und ein lichtes Rosenkränzlein", nicht wehren konnte.

Auch im Nibelungenliede, (Ausg. von Lachmann, Str. 2281), geschieht Erwähnung von Walther vom Wasgenstein. An dieser Stelle wirft der alte Hildebrand, der Begleiter Dietrichs von Berne, Hagen von Tronje vor, daß er, auf seinem Schilde liegend, keinen Antheil am Kampfe auf dem Wasgenstein genommen, bis alle Helden, außer Gunther, gefallen waren. In unserm Gedichte erscheint Hagen in ehrenvollem Lichte, indem er nur auf seines Herren dringendste Bitten, und vom Schmerze über den von Walther getödteten Neffen, bewältigt, seinen Jugendfreund und Bundsgenossen, endlich zu bekämpfen einwilligt; wogegen er im Nibelungenlied als hinterlistig, verrätherisch, treulos, und, als Siegfrieds Mörder, mit Schmach und Fluch belastet wird.

Den Wasgenstein verlegt Grimm oberhalb Framont, [1]) in eine Verzweigung des Breuschthales, auf die hohe Tonne, einem der höchsten Gipfel des Wassichin, an

[1]) S. meine Sagen des Elsasses, S. 196.

dessen Fuße die alte Heerstraße von Elsaß nach Lothringen vorüberführt. Die Sage leitet den Namen Framont von Pharamund, dem fabelhaften Frankenkönige her, der unter dem Wasgenstein begraben liegen soll. (Andere Ableitungen gibt Schöpflin).

Der Wasgenstein ist übrigens nicht die einzige Stelle im Elsaß, an welche sich die alte deutsche Heldensage und namentlich der Kreis der Nibelungen knüpft: Im Münsterthale heißen zwei Berge der Frankenberg und der Amelung; [1]) eine Bergtrift wird der Drachenrain genannt. Ich gebe diese, von Christophorus, unserm ebenso sinnigen als bescheidenen Mitarbeiter gemachte Entdeckung, den Literaturkundigen und Sageforschern zum Bedenken.

---

[1]) Amelungen ist, in den alten Heldenliedern, der Name der Gothen.

IV.

Beiträge zur Kenntniss

der

elsässischen Volksmundart.

I. Das Männlein auf dem Blochmund, Volkssage, in Oberlarger Mundart, von Christophorus.

II. Die Ziehk, die Drud unn die Bluäs, Melkerlied aus dem Münsterthal, in Metzeraler Mundart, von Johann Bresch.

I.

Das Männlein auf dem Blochmund. [1])

Volkssage,

in Oberlarger Mundart,

von

Christophorus.

Es sin ämol drei Soldate desetiert, 'ne Granädierer unn zwe Fuselier. Sie hei nit g'wüst wo sie wei hi: Gelt hei se keis g'ha, unn in ä Dorf hei se nit troit, vo wege denne Schanndarme. Sie sin also ä paar Tag in de Wäller umme gange, bis se zuem ä alte Schloß cho sin, zwische Lutter und Küffis, im Pfirdter Amt. Das Schloß hät g'heiße Blochme (Blochmund) unn isch ganz mit Wall unn Holz umgä. Sie sin derno do ine gange unn hei g'lugt ob mä chönnt drin wohne. Wo sie also drin umme gange sin, hei si no alte Chammere unn Stube g'funge, unn ä Chuche, wo mä hät chönne choche. Do hei sie zue n'anger g'seit, do chönnte m'r blibe, m'r wäre sicher unn chönnte alle Tag uff d'Jagd unn G'wilder schieße, daß m'r öbis z'esse hätte. Sie hei also ä wenig butzt, daß mä hätt chönne wohne d'rin, unn hei ä Bett g'macht mit Miesch, daß se hei chönne ruäihe.

Der angere Morge, wo sie ufg'stange si, hei se g'seit: jetz müeße zwe von is uff d'Jagd, unn der anger mueß Holz riste

[1]) Vergl. „Dat Erdmänneken" in Geb. Grimms Sagen, Göttingen 1840, II. S. 35.

unn Für mache, bis die angere zwe heim chömme mit ihrem G'wild, für's z'choche. Jetz sin die zwe fort uff d'Jagd, unn d'r anger hät Holz g'macht unn Für. Wo'n er Für g'ha hät, isch 'n acho, er wöll doch geh luege wie's in dem alte Schloß isch. Er isch ganz d'rin umme gange, unn isch in ä schöne Stube cho, wo 'n ä schöner Tisch g'stange isch. Er setzt sie jetz d'rhinger unn denkt wenn numme öbis z'esse d'ruff wär; er hät's nit soboll denkt g'ha, so isch do g'si was mä hät wölle, do hat er sich's recht schmecke lo. Indem wo er do ißt, chunt ä alt chlei Männli unn heischt im o öbis z'esse. Der Soldat haut 'm ä recht Stück Fleisch ab unn ä Stück Brod unn git's 'm. Das Männli lot's falle unn seit'm Soldat er soll's 'm doch uffhebe, er sig so alt, er chönn sie nimme ducke. Der Soldat will's 'm uffhebe, unn wie 'n'r si duckt, so nimmt das Männli sine zwo Chrucke unn hät'n ganz jämmerli abbriglet, daß 'r si nimme hat chönne rüere, unn isch d'rno verschwunge. Der Soldat hat müeße geh lieghe. Jetz wo die angere zwe heim cho sin, isch niene ke Für g'si, do hei si 'nä g'sucht unn fingene endli uff'm Bett. Wo si 'nä g'frogt hei, was er heig, seit'r er sig chrank unn hät ke Für chönne mache. Do hei si selber müeße geh choche.

Der angere Morgen, wo sie uffg'stange sin, hät's g'heiße, der anger Fuselier müeß hüete-n-unn Für mache, bis die angere zwe ab d'r Jagd chömme. Wo si furt g'si si, hät der Fuselier Holz g'holt unn Für ag'macht unn wo 'n er ferig g'si isch, isch'r o in dem alte Schloß umme, unn isch o in die schöne Stube cho, wo d'r Tisch g'si isch, unn hät si o d'rhinger g'setzt unn o denkt: wenn numme öbis z'esse druff wär. Unn wie er's denkt isch alles gnue druff g'si, unn do lot er sich's schmecke. Indem so chunt das alte Männli wieder unn heischt'm öbis z'esse. Do haut'r'm Fleisch unn Brod ab unn git's'm; do

lot's das Männli falle unn seit zum Soldat er soll's'm doch uffhebe, er sig so alt er chönn si nimme ducke. Der Soldat denkt nit Böses, unn will's'm uffhebe; unn wie er si duckt, so nimmt das Männli sine zwo Chrucke unn hät n'ä no mehr g'schlage as der erst. Der Soldat hat müeße geh lieghe. Jetz wo die angere zwe heim cho sin, isch niene ke Für g'si; do hei si n'ä g'sucht unn fingene endli uff'm Bett. Der erste hät gli denkt, es isch'm gange wie mir; der Granädierer hat g'fluecht unn seit er will morn hüete, er will luege-n-öb's ihm o so geht.

Der angere Morgen sin die zwe Fuselier uff d'Jagd unn der Granädierer isch d'heim blibe. Ungerwegs hei's die zwe änanger erzählt wie's äuä gange isch in der Stube. Der Granädierer aber hät Holz g'holt unn Für ag'macht; d'rno isch'r in dem Schloß umme gange unn chunt in die Stube wo dä schöne Tisch g'stange isch; er setzt si d'rhinger unn der Apetit isch'm cho, unn denkt wenn numme öbis z'esse uff dem schöne Tisch wär, i glöüb s'thät m'r guet schmecke. Gli isch alles g'nue do g'si; er b'sinnt si nit lang, unn d'rüber här, unn hät g'esse bis'r satt gsi isch. In dem chunt das alte Männli vorüber unn heischt o öbis z'esse. D'r Granädierer seit, wart, Alter, i will d'r gä, unn git'm ä guet Stück Fleisch. Der Alte lot's wieder falle unn seit, er soll's'm doch uffhebe, er sig so alt, er chönn si nimme ducke. Der Granädierer hät's aber g'seh, daß er's mit Fliß hät lo falle, unn seit, wart, du alter Schelm, i will d'r's uffhebe; unn hingere her unn hät'n düchtig abbriglet. Der Alt hät afange schreie, er söll'n numme lo geh, er will'm öbis zeige, das alle drei wohl chunt. G'schwing sag's, seit der Granädierer, oder i schlo di, daß dä nimme chas geh. Das alte Männli seit: Es isch hinger'm Schloßhof, in gem Thurn wo g'rad der Berg absteht, ä rund Loch unn isch ä Zaine ammä fufzig klosterige Seil ag'macht, für abe

in die Tiefe z'lo, unn nidde im Berg sin drei schöni Zimmer, wo drei Riese wohne-n-unn hei drei chönigliche Prinzesse us Bortigal g'stole, über dreihungert Stung vo do, unn hei se g'fange; die müeße 'nä alle Nacht luse, unn Punkt um Zwölf schlofe se in dene Prinzesse ihre Schoße i. Der Chönig, ihr Vater, hät denne wo sie erlöse versproche selbige für ihre Wiber z'gä, mit samt sim Chönigrich. Der wo sie aber will erlöse, mueß mache daß er prezis um Elfe vor'm erste Zimmer isch; es hangt vor jedem Zimmer ä G'schwert, unn wie's Zwölfe schlot, mueß'r das G'schwert nä, unn die Thür uffmache; der Ries' wird der Chopf ufhebe-u-unn do mueß er'm mit dem G'schwert der Chopf abhaue. D'rno mueß er vor's zweite unn dritte Zimmer geh, unn's o so mache; die Prinzesse müeße d'rno in die Zaine steh, unn die obe müeße sie uffezieh. Das Männli seit no, er glaubt, daß er, der Granädierer, sie unn ihn erlöse werd; er hüetet's scho bi dä zwei hungert Johr das alte Schloß Bloch-me. Unn wo'n er das g'seit g'ha hät, isch'r verschwunge.

Der Granädierer isch in die Chuche z'ruck gange unn hät z'Nacht chocht, so daß alles g'rüst gsi isch wo die angere zwe heim cho sin. Wo sie mitnanger z'Nacht gesse hei, seit d'r Granädierer: d'ihr sit rechte Burscht, d'ihr, i weiß jetz worum d'ihr chrank g'si sind, he, das alte Männli hät ech chrank g'macht, i be ä-n-angere Ma as d'ihr; es hät mich nit briglet, aber ich ihns; do hät's m'r öbis g'seit unn zeigt, das is alle drei guet chunt, wenn d'ihr trei ammer sind. Derno erzählt er was'm das Männli g'seit hät, unn seit no er will's woge-n-unn abe geh. Die angere zwe hei'm versproche trei z'si, unn 'm z'helfe.

Der Granädierer setzt si in die Zaine unn lot si abe. Ueberunge hät'r alles g'funge wie's das Männli g'seit hät. Er wartet bis um d'Elfe z'Nacht vor dem erste Zimmer, unn wie's

Zwölfe schlot, macht er die Thür uff, unn wie der Ries' der Chopf uffhebt, schlot'r 'm'n mit d'm G'schwert im erste Streich weg. Die Chönigstochter springt uff unn fallt'm um'n Hals unn seit: Lieber Herr, i ha no zwo Schwestere hie, erlöset sie doch o; mi Vater isch ä richer Chönig, er wird euch guet belohne. Der Granädierer seit, sie söll nur still sie, er will sie o erlöse. D'rno geht'r vor das zweite Zimmer unn haut dem Ries' o der Chopf ab wie'm erste. Im dritte macht er's nemliche, unn erlöst alle drei Prinzesse. Wo's ferig g'si isch, hei 'm die Prinzesse danckt unn hei 'm jedwedere ihre goldene Chron unn ihre Diämantring gä, unn hei g'seit er söll jetz eine von änä für sie Frau wöhle. Seit der Granädierer: es isch no nit an dem, m'r wölle z'erst zu eur'm Vater. Unn füert sie d'rno für das Loch unn git ä Zeiche sine Kamärade dobe, daß sie zieh'n sölle: sie zieh'n die erste, zweite unn dritte uffe. Jetz isch's guet g'si. Chunt's dem Granädierer i: chönnte ächst die zwe a m'r falsch si, unn denkt i will doch luege; unn geht unn thuet ä schwere Stei in die Zaine. Richtig, wo si halb Wegs dobe g'si isch, lön si die zwe abe falle, unn hei g'meint, jetz sig der Granädierer todt. D'rno hei sie denne drei Prinzesse ihre Pistole uff's Herz g'habe unn hei äne mache ä-n-Eid schwöre unn verspreche, daß sie müeße sage sie zwei heige sie erlößt. Jetz hei si aber ke Reisgeld g'ha; do hei die Prinzesse ihre Halsbänger müeße verchaufe, unn wo sie das Geld g'ha heit, sin si fort in Bortigal g'reißt.

Jetz wei m'r si lo reiße, unn wei luege wie's dem Granädierer gange isch in sim Loch d'niede. D'r hät g'meint er sig verlore; er hät g'jommeret unn g'schroie, es hät 'm aber niemä kei Antwort gä. Endli chunt das alt Männli wider, seit zue-n-'m: wenn du mi nit so g'schlage hätsch, i chönnt d'r jetz o helfe. Der Granädierer seit er soll'm verzeihe, er

heig's nit so bös g'meint. Das Männli seit er wöll'm helfe, daß er wieder uff d'Erde chömm. Zuem erste, seit'r, weisch jetz, daß dine zwe Kamärade Schelme a d'r sind, denn sie hei denne Prinzesse mache ä-n- Eid schwöre, daß si müeße sage, daß se si erlöst hei, unn sin mit änä in Bortigal, zuem Chönig ihrem Vater, unn mache jetz Hochzit mit denne zwo ältste; mä suecht nur no ä Goldschmitt für die Chrone z'mache. Du muesch uff die Hochzit geh, du häsch die Chrone scho, unn chasch di licht für ä Goldschmitt usgä. Uff hungert Schritt vo do wirst ä wißer Schimmel atreffe, du muesch uff'n sitze un-n-'m Spore gä, unn im erste Sprung macht'r hungert Stung. Du muesch wider absetze, unn wirst ä Choli atreffe, do muesch uff'n sitze un-n-'m Spore gä, unn im erste Sprung macht'r hungert Stung. Du muesch no mol absitze unn wirst ä Fuchs atreffe, do muesch wieder uff'n sitze unn'm Spore gä, unn im erste Sprung macht'r hungert Stung, unn d'rno bisch dört. D'ruff isch das Männli verschwunge.

Der Granädierer hät alles atroffe wies'm das alte Männli g'seit hät, unn wo 'n'r ab'm letzte Roß abg'stige isch, so isch das alte Männli wieder do g'stange unn seit zue dem Granädierer: jetz bin ich unn du erlöst, unn jetz hesch no drei Stung bis uff Lisabon, dört muesch du dich für'n Goldschmitt usgä. Der Chönig wird di gli lo zue'n 'm cho, unn dir die Chönigschrone verdinge. Du loscht d'r ä-n- eige Huß gä, unn Zit unn Platz, drei Monet für si z'mache, unn losch niemä zue d'r cho, für z'luege. Mä wird di o z'Hochzit lade, du muesch geh, es wird sie derno scho zeige mit dir unn dine Kamärade. Unn wo das alte Männli das g'seit g'ha hät, isch's ganz gläuzig worde-n-unn isch verschwunge.

D'ruf isch d'r Granädierer in d'Stadt, wo alles mit rothe Tücher b'hängt g'si isch. Er isch in's Wirthshuß unn hät g'frogt

was das will bedüte, daß alles mit rothe Tücher b'hängt sig. Do seit'm der Wirth, daß's ä große Freud g'si isch, vo wege wil zwe Soldate die drei Chönigstöchtere vo drei Riesen erlöst hei, wit vo do, im änä alte Schloß, unn daß sie jetzt wei Hochzit mache, mit dene zwe Soldate, wo sie erlöst hei. Der Granädierer seit zuem Wirth er sig a Goldschmitt unn chönn Chönigschrone mache. Där geht ä-n-angerno zuem Chönig unn seit's 'm. Der Chönig lot'n gli cho unn frogt'n was er begert für drei Chrone z'mache. Do hät's d'r Granädierer g'macht wies'm das Männli g'seit hät, unn hat die Chrone putzt unn hät sie noh dä drei Monet d'm Chönig brocht; do isch'r o zue d'r Hochzit g'lade worde.

Jetz isch alles lustig g'si, unn jedwederer Gast hät öbis wo'm erfahre-n-isch müeße-n-erzähle. Jetz chunt's o an der Granädierer. Er seit er wiß nit vil, weder er sig ämol Soldat g'si unn sig desetiert mit zwe Fuselier, unn heig si uffg'halte im ä alte Schloß im Sungau, unn hät änä alles erzählt, wie's'm gange isch. D'rno zieht'r die drei Naßtücher uße vo denne Prinzesse, unn zeigt si. Die Jüngste springt gli vom Tisch uff unn seit: Där hät is erlöst! Unn die Schwestere hei d'rno g'seit wie'n änä die zwe hei mache ä-n-Eid schwöre, daß sie müeßte sage, daß se si erlöst hei. Die Hochzitgäst hei gli g'seit die zwe sin nit mehr werth, as daß mä si im Oel versiedet, unn mä hät si gli gno unn im ä Chessi voll versotte. Unn d'r Granädierer hät Hochzit g'ha mit d'r Jüngste, unn isch Chönig worde unn hät guet g'regiert, unn si in Friede g'si bis zue ihrem End.

Worterklärungen. — Oberlarg liegt im Sundgau, zwischen Pfirdt und der Schweizergränze. Der Dialekt ist eigenthümlich, er hat die Gutturaltöne die den Schweizer charakterisiren, daneben aber viele selbständige Laute und Formen.

Desetirt, desertirt; — sie hei, sie haben; — sie wei, sie wollen; — keis, keines; — g'ha, gehabt; — in de Wäller, in den Wäldern; — umme, herum; — cho, gekommen; — Blochmund, der Blauen, franz. Blaumont, Laumont, eine Verzweigung des Jura, auf welchem das Schloß gleichen Namens stand; — do ine, da hinein; — g'funge, gefunden; — 'n anger, einander; — G'wilder, Wildpret; — öbis, etwas; — Miesch, Moos; — d'r hinger, dahinter; — numme, nur; — boll, bald; — lot, läßt; — er sig, er sei; — chunt, kömmt; — geh lieghe, (sich) legen; das Zeitwort gehn wird in der sundgauischen und oberelsässischen Mundart theils als nachdrückliches Füllwort gebraucht, theils auch um anzuzeigen, daß etwas bald geschehen werde. — niene, nirgends; — gli, sogleich; — ducke, bücken; — dä chas, du kannst; — Zaine, Korb; von Zein, Zain, Gerte, besonders von Weiden; — nidde, unten; — luse, die Läuse fangen; — nä, nehmen; — überunge, unten. Mit der Präpos. über wird im Oberelsaß und Sundgau ein höchst drolliger Misbrauch getrieben, sie muß sich zu allen Richtungen des Raums hergeben; man sagt: überunge oder überunte, überobe, überhinte, übervorne u. s. w.; — ferig, fertig; — dancht, gedankt; — ächst, etwa, nördlicher, z. B. in Mülhausen sagt man ächterst; — d'r, er, (nicht: der, dieser); — gell? (gelt?), nicht wahr? — Kohli, schwarzes Pferd, Rappe; — Chessi, Kessel.

Der Herausgeber.

II.

Die Ziekh, die Drud unn die Bluäs,

Melkerlied aus dem Münsterthal, in Metzeraler Mundart,

von

Johann Bresch.

Unn säll isch wuähr, unn isch bekat,
Wer Mälkersma wöll siä,
Der moß Ziekh, Drud unn d'Bluäs au ha,
Soß kann err nitt bestiäh!

Si Zieth unn allwill Duwack drinn,
Das ösch sin öinzi Froid,
Err daist erächt, unn 's isch em wuihl
Bi'm Viäh duß uff der Woid.

Die Drud leigt duß am Bornätrog
Daß sä em nitt verlächt,
Err nemmt sä 'ruß unn bluäßt sie druff
E Wies diä klängt nitt schlächt.

Der Fürstahl unn die Stoin säin thür,
Drum hett der Mälker d'Bluäs,
Err bluäßt ans Fünklä in der Äsch
Daß äs glich brenne muäß.

Drum isch äß wuähr, unn isch bekat,
Wer Mälkersma wöll siä,
Der moß Ziekh, Drud unn d'Bluäs au ha,
Soß kann err nitt bestiäh!

Worterklärungen. Titel: Ziekh (von ziehen) Tabakspfeife; — Drud (Zeitwort: drude); Alphorn; — Bluäs, Blasrohr, zum Anfachen des Feuers in der Sennhütte.

Strophe 1. säll, dies, das; — wuähr, wahr; — bekat, bekannt; — wöll siä, will sein; — soß, sonst; — bestiäh, bestehn.

Str. 2. ösch, ist; — daist, dämpst; — erächt, recht; — wuihl, wohl; — duß, draussen; — Woid, Waide.

Str. 3. Bornätrog, Brunntrog; — sä, sie; verlächt, austrocknet; — si, sich.

V.

Namenloses Unglück

durch eine Spinne.

Mit einer Urkunde vom Jahr 1491.

(Straßburger Stadtarchiv.)

Von

Ludwig Schneegans.

Es war im Jahre 1491, am nächsten Sonntage nach dem Festtage des H. Blasius, als Jakob, der Bildschnitzer, eines Bürgers Sohn zu Lamsheim, das väterliche Haus verließ, um über Feld zu gehen.

Und als er zu der Kapelle kam, die da geweihet war in der Ehre des H. Medardus, siehe! da stund ein Priester der im Begriffe war die Messe zu lesen.

Der Priester bat den Gesellen, daß er ihm hülfe zu Altar dienen; und mit Freuden erklärte sich dieser hiezu bereit.

Jakob trat alsogleich mit dem Priester zum Altar, und dienete ihm.

Und in der Stillmesse geschah es, daß eine Spinne sich herabließ vom Gewölbe, gerade über dem Kelche.

Immer mehr verlängerte sich, durch das Gewicht der Spinne, der glänzige Faden. Jakob erblickte die Spinne und ihre stätige Bewegung. Kaum eine Spanne weit hieng sie noch über dem Kelche... Noch einen Augenblick, und sie wäre hinein gesunken und hätte den bereits geweihten Wein verunreiniget.

Da schlug der Geselle, um dies zu verhindern, mit seinem Hute, nach der Spinne.

Aber, ach! der Streich mißrieth dem Armen! O der schaudervollen Missethat! Jakob schlug den Kelch mit dem consecrierten Getränke, sammt den übrigen Gegenständen, vom Altare herunter, daß der ganze Inhalt des Kelches auf die Erde verschüttet wurde....

Als nun Jakob das Blut Christi auf dem Boden fließen sah, erschrack er also sehr, daß ihm die Sinne schwanden und daß der Arme, auf der Stelle, seines Verstandes gänzlich beraubt wurde!

Um den Jammer völlig zu machen, bekam er noch dazu das fallende Weh, [1]) daß ihm mehrere Male das Blut zu Mund und Nase herauslief. Nahe war er dem Tode, und Niemand getraute sich mehr der Hoffnung Raum zu geben, daß er noch genesen könnte von seinem Uebel. Inniges Mitleid erfüllte Alle die ihn sahen in seinem maßlosen Elende.

Dem damaligen Brauche und Glauben gemäß, wurde St. Valentin, der da, unter sämmtlichen Heiligen, als der Gewaltigste und Wirksamste verehrt wurde gegen die fallende Sucht, angerufen um Hülfe und Rettung. Und um den Heiligen desto eher zu vermögen dem bedauerungswürdigen Kranken seinen mächtigen Schutz und Beistand nicht zu versagen, wurde, in Jakobs Namen, das Gelübde gethan, daß er, wenn er so glücklich wäre die Gesundheit wieder zu erlangen, eine Wallfahrt unternehmen würde, mit dankbarem Herzen, zu dem lieben, mitleidigen Heiligen, und demselben vier Loth Silber darbringen würde, als Sühnopfer für seine Genesung, zu einer Platene [2]) auf einen Kelch. Auch die Mutter Gottes wurde angeflehet durch Jakobs Anverwandte, in ihrer Seelennoth um den Kranken: dreißig Messen gelobten sie für

---

[1]) Diese schreckliche Krankheit bezeichnete man gemeinlich, im Mittelalter unter dem Namen: St. Valentins-, oder wie man damals sagte St. Veltins Siechtag, weil dieser Heilige hauptsächlich gegen dieselbe angerufen wurde. Man nannte sie auch die schwere Noth. Daher der noch heutzutage abscheuliche Schwur oder vielmehr die barbarische Verwünschung.

[2]) Platene heißt der Deckel des Kelches.

ihn Unserer Lieben Frauen zu Aachen, daß die Himmelskönigin huldreich und gnädig herab sehen möge auf den in schwerer Noth befangenen Kranken. Und, um der Heiligen Beistand um desto sicherer gewärtigen zu dürfen, gelobten Jakobs Angehörige ferner noch daß, er selbst, nach der Genesung, zur Vollführung beider Gelübde, das hiezu nöthige Geld einsammeln würde, einem Bettler gleich, unter mitleidigen, mildthätigen und christgläubigen Menschen.

Und wider Aller Erwarten und zu Aller freudigem Erstaunen, genaß der Kranke von seinem Uebel.

Und als er genugsam hergestellt war, da schickte er sich an die in seinem Namen eingegangenen Gelübde zu lösen und die verheißenen Opfer zu vollbringen.

Dem gethanen Versprechen zufolge, machte er sich auf, sobald er wieder einige Kraft sich regen fühlte in seinen Gliedern, um durch Hülfe frommer und wohlthätiger Christenmenschen die verheißene Geldsumme einzusammeln.

Mitleidsvoll gab ihm der Rath zu Lamsheim einen Brie mit an sämmtliche geistliche und weltliche Obrigkeiten im Reiche, an alle Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter und Knechte, an alle Aebte, Prälaten, Pröbste, Pfarrherren und Altaristen, an alle Burggrafen, Schultheiße, Vögte, Bürgermeister und Räthe insgemein, worin er alle diejenigen, welchen dieser Brief durch Jakob vorgezeiget würde, aufforderte um Gottes, um seiner würdigen Mutter Maria und um des lieben H. Valentin Willen, demselben behülflich zu sein mit Almosen und Steuer, ein Jeglicher nach seinen Mitteln und Kräften, auf daß er in Stand gesetzt würde seine Opfer zu vollbringen, verhoffend daß alle diejenigen, welche ihm mit milden Gaben beiständig sein würden, dafür einst tausendfältigen Lohn empfangen würden im ewigen Leben.

In der Urkunde hatte überdies der Rath von Lamsheim Jakobs Unglücksgeschichte und Gelübde mit kurzen Worten erzählet und bezeuget.

Mit diesem Beglaubigungsbriefe wanderte sofort der glücklich Genesene von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort, überall die christgläubigen und mildthätigen Herzen auffordernd ihm Hülfe zu leisten und das heilige Almosen zu geben: und überall gewiß, fand er auch willige Ohren und Hände.

So zog Jakob den Rhein herauf und kam auch auf seiner Pilgerfahrt bis nach Straßburg. Hier in der, mit vollem Rechte, weithin wegen der Wohlthätigkeit ihrer Bewohner berühmten Stadt, scheint er geblieben zu sein, sei es nun daß er hier zu Grabe getragen wurde, oder daß er sich, nachdem er seine Opfer vollbracht hatte, hier häuslich und bürgerlich niederließ, und sodann den Beglaubigungsbrief des Rathes von Lamsheim, zu ewigem Angedenken, dem Magistrate zu Straßburg übergab.

Noch wird diese, mit dem wohlerhaltenen Siegel der Stadt Lamsheim versehene, am Tage der heiligen Apollonia 1491, ausgestellte Originalurkunde, im Archive der altehrwürdigen, ehemaligen freien Reichsstadt am Rheine, aufbewahret. Es lautet dieselbe, in seiner schlichten und anspruchlosen mittelalterlichen Sprache, wie folgt:

» Allenn vnd Jgklichen geistlichen vnd werntlichenn fursten vnd Heren graeffen fryhern Rittern vnd knechten Eptten prelattenn | probsten pfarrehern vnd altaristen Burggraeffen schutheyszen vaigthen Burgenmeistern Rethen vnd gemeynliche allen den diesser | brieff vorkompt vnde gezeuget wirt Entbieten wir die burgenmeister vnd Rait der Stat Lamszheym vnnsern fruntlichen grusz | vnd willigen dienst

Hochwirdigen Durchluchtigen Wolegebornen strengen vesten Ersamen vnd wisen gnedigen hern vnd | guten frunde Wir fuegen uwern gnaden lieb vnd fruntschafft zu wissen Das Jacob byldsnytzer zeuger diess brieffs eynes vnsers | burgers sone von Lampszheym hait wollen vberfelt ghain vff sontag nehst nach sant blasius tag Da ist er kommen zu | einer Capellen gewyhet ynne der eren sant medtharts vnd da ist gestanden eyn priester der hatte mut ein selige wirdige | messe zu vollenbrengen vnd da bait jnne der priester das er yme hulff zu Elter dienen Das dede er willenclichen vnd | gern Vnd ynne der styllemesse hait sich ein spynne von oben herabe gelaissen von dem gewelbe gar by bysz vff den kelche | vnd da das der knecht ersach wolt er der spynnen weren vnde mit sinem huede nach Ir schlagen Da myszriede Ime | leyder der streich vnde schlug den kelch vnde das consecriert gedranck mit sampt den andern partickelen allen von | dem Elter herabe das es gar verschodt wart vnd da es der vurgenante knecht ersach Ist er so hart vnd sere erschrocken | Das er siner vernunfft vnd synne beraubt wart Vnd dorch beraubonghe siner vernunfft da hait ynne angestoissen der | schwere groisse siechtagen des lieben heyligen sant Veltins so manych male das Ime das blut zu munde und nase | ist uszgegangen Das yme keyn mensche sin leben zu verhiesz vnd Inne siner kranckheit ist er verheychenn worden da zu | dem lieben heylichen sant Valentin mit viere loit silbers zu eyner platenen die man decket vber eijnen kylche vnde | auch mit driessig messen zu vnnser lieber frauwen ghen Aiche vnde die opffer zu vollenbrengen Inne dem elende |

vnder fromen cristenglaubigen menschen vnde her vmb so bitten wir die Burgenmeyster vnd Rait der stat Lampszheym alle vorgeschriebene vmb gottes willen syner wirdigen mutter Maria vnd umb des lieben heyligen sant | Veltins willen wo diesser arm knecht zu uch ist suchen das heylige almusen das yr Ime wollent behollflichen | sin eyn iglicher nach siner vermoglicheit das er die opffer moge vollenbrengen so hoffen wir Ir sollent eynenn grossen lone dar vmb entphaen Inne dem ewigen leben vnd das alles zu warer vrkunde vnde gezugknysze so | hain wir die Burgenmeister vnd Rait der stat Lampszheym vnnser stat eygen Ingesiegel vffentlich gehencket an diessen brieff der geben ist Inne dem Jare da man zalte dusent vierhundert vnd Inne dem eynn vnde nüyntzigsten Jare vff sant Appolonien tag der heyligen Jonffrauwenn. «

Wörtererklärung: werntlichen, weltlichen; — vaigthen, Vögten; — Rait, Räthe; — wir fuegen . . . zu wissen, wahrscheinlich ein Schreibfehler für tuegen, thun; — byldsnytzer, Bildschnitzer; — hait, hat; — ghain, gehn; — bait, bat; — Elter, Altar; — verschodt, verschüttet; — beraubonghe, Beraubung; — groisse siechtagen, große Krankheit; — verheychenn, empfohlen; — loit, Loth; — Aiche, Aachen; — wir hain, wir haben.

Der Herausgeber.

VI.

Vier ältere geistliche Gesänge:

I. Das geistliche Vogelgesang.
II. Wohl auf ihr schönsten Blümelein.
III. In Schwarz will ich mich kleiden.
IV. Ein Gesang von dem Leiden Christi.

Mitgetheilt

von

Christophorus.

I.

Das geistliche Vogelgesang.

Wohlauf ihr kleinen Waldvögelein
Alles was in Lüften schwebt
Stimmt an, lobt Gott den Herren mein!
Singt all', die Stimm erhebt,
Dann Gott hat euch erschaffen
Zu seinem Lob und Ehr;
Gesang, Feder, Schnabel Waffen
Kommt alles von ihm her.

Adler.

Der aller Vögel König ist
Macht billig den Anfang.
Komm, Adler, komm herfür, wo bist,
Stimm an das Vogelgsang.
Der Vorzug dir gebührt,
Kein Vogel ist dir gleich,
Drum dich im Wappen führt
Das heilig römisch Reich.

Amsel.

Die Amsel dicht't zu Morgen
In ihrem grünen Haus;

Ihr Herr thut für sie sorgen,
Er wart ihr fleißig aus.
Er läßt ihr täglich bringen
Ihr Trank und frische Speiß;
Sie darf nichts thun als singen
Zu Gottes Ehr und Preis.

Bachstelz.

Die Bachstelz thut oft schnappen
Und fangt der Mucken viel,
Es hört nie auf zu knappen
Ihr langen Pfannenstiel.
Den Schweif thut's allzeit schwingen,
Sie läßt ihm nie kein Ruh,
Wann andere Vögel singen
Gibt sie den Takt darzu.

Canari.

Das lieb Canari Vögelein
Kommt her aus frembden Landen,
Er singt gar schön, zart, hell und rein
Wie allen ist bekannt.
Es thut sich häuffig mehren,
Der Jungen bringt es viel:
Gar leichtlich kann's ernähren
Wer's nur haben will.

Duhle. [1])

Die Duhl wird zahm und heimisch g'macht,
Und laßt von wilder Art,

---

[1]) Dohle.

Fleucht aus und ein, kommt heim zu Nacht
Zu dem der ihr auswart.
Und soll der Mensch nicht fassen,
Die edle Creatur,
Daß er die Sünd muß lassen
Die wider sein Natur.

Emmerling. [1]

Der Emmerling bis zu Abends spath
Singt übel übel hin,
Er sagt: So lang 's Feld Aehren hat,
Ich auch ein Schnitter bin.
Im Feld thut er sich nähren,
Bleibt Tag und Nacht darauf,
Was ihm Gott thut bescheren
Das klaubt er fleißig auf.

Eule.

Die Eul in ihrer Höhle steckt
Und schreit hu, hu, hu, hu,
Der Kukuk manchen sehr erschreckt
Mit seinem ku ku ku.
Die Vögel beide hassen,
Sie lassen ihn' nie kein Ruh,
Wann sie sich blicken lassen
Fliegen alle zu.

Fink.

Zu Morgen früh, zu Abend spath,
Der Fink hat nie kein Ruh,

---

[1] Goldammer.

Die Musas in die Grüne lad,
Fein fröhlich tritt herzu.
Früh ist gar gut studieren
Wanns kühl, still, ruhig ist,
Steh auf und thu's probieren,
Du fauler Syntorist. [1])

Fink Andtoß (?).

Fröhlich der Fink am Frühling singt
So so so so, Hey Dieb!
Im ganzen Wald sein Stimm erklingt
Wann's Wetter nicht ist trüb.
Die Dieb will er verjagen
Die er rund auserschilt;
Dem Spatzen thut ers sagen
Der so viel Weitzen stiehlt.

Gümpel.

Ein rother dir gar wohl bekannt
Ist schön, doch nicht viel kann,
Er kommt aus deinem Vaterland
Und ist dein bester Gspann. [2])
Du thust ihn täglich ernähren
Bei dir hat er genist't,
Sein Nam', wann du ihn willst hören,
Heißt Gümpel, der du bist.

Grasmuck.

Die Grasmuck aus der Maßen ziert
Das schöne Vogelgesang;

[1]) Für: Syntonist, der mit einstimmt; ein alter musikalischer Ausdruck. — [2]) Genosse, Freund.

Wann Nachtigall ihr Stimm verliert
Singt sie hinaus noch lang;
Sie hupft allzeit herummer, [1])
Sie springt und wird nie müd'
Sie singt den ganzen Summer
Ihr schön holdseligs Lied.

Hahn und Henne.

Die Henn' gar fröhlich gagagagt
Und macht ein groß Geschrei,
Die Bäurin weißt [2]) wohl was sie sagt
Sie nimmt ihr ab das Ei.
Der Hahn thut früh aufwecken
Den Knecht und faule Magd
Sie thun sich erst recht strecken
Und schlaffen bis es tagt.

Imben. [3])

Das honigsüße Imbelein
Sich spath und früh bemüht,
Es sitzt auf alle Blümelein,
Verkostet alle Blüth.
Sehr emsig fleucht herummer,
Tragt ein mit großem Fleiß,
Es sucht den ganzen Summer
Auch für den Winter Speiß.

Königlein.

Das wunder wunzig [4]) Königlein
Wie macht es sich so groß

---

[1]) Ganz oberelsässische Form. — [2]) Elsässische Form. — [3]) Bienen. — [4]) Elsässisch, statt: winzig.

Wie zwinzert's [1]) mit sim Stimmelein,
Merk fleißig auf und los'. [2])
Wie lieblich thut es singen,
Nach Wunsch und nach Begehr;
Wie fröhlich thut es springen
Wie hupelt's [3]) hin und her.

Krametsvogel.

Wann die Krametsvögel streichen
So fangt mans hauffenweiß.
. . . .
. . . . [4])
Der muß sich ernähren
Mit Wasser, Käß und Brod,
Das Blatt wird sich umkehren
Im Himmel nach dem Tod.

Lerche.

Das Lerchel in den Lüften schwebt
Und singt den Himmel an,
Von grünem Feld es sich erhebt
Und tröst' den Ackersmann.
Gar hoch thut es sich schwingen
Daß man's kaum sehen mag,
In Cirkel rund thuts singen
Lobt Gott den ganzen Tag.

Meise.

Das Meisel hangt am Tannenast
Als ob es sich verberg,

[1]) Oberelsässisch. [2]) Süddeutsch, schweizerisch und sundgauisch. [3]) Sundgauisch. [4]) Lücke in der Handschrift.

Es singt allzeit was gibst, was hast,
Sein alten Zitzeberg. [1])
Man thut ihm lieblich locken
Bis es auf den Kloben springt,
Huplet umher ganz erschrocken
Bis daß man's gar umbringt.

Nachtigall.

O Nachtigall dein edler Schall
Bringt uns sehr große Freud,
Dein Stimm durchstreicht all Berg und Thal
Zu schöner Summer Zeit.
Wann du fängst an zu zucken,
Alle Vögel schweigen still,
Keiner laßt sich mehr blicken,
Keiner mehr singen will.

Omeis. [2])

Du fauler Tropf, der du müßig bist
Die Omeis' schau wohl an,
Dein Meisterin sie worden ist,
Die dich viel lehren kann.
Schau wie sie ist ergeben
Der Arbeit Tag und Nacht;
Schäm' dich, der du dein Leben
Mit Schwätzen zugebracht.

Pfau.

Der Pfau prangt mit der Wannen,
Wann er sein Schweif ausbreit'

---

[1]) Nachahmung des Gesangs der Meise. [2]) Im elsässischen Dialekt: Ameis, Ämeis und Omeis.

Die Füß' schwarz wie ein Pfannen
Sein Hochmuth ihm (v)erleit'.
Die Hoffart aufgeblasen,
Ihr Thorheit nie recht sicht,
Bis sie beißt in die Wasen
Und kommt für's streng Gericht.

Rab.

Der Rab thut täglich singen
Ein groben rauhen Baß;
Heut will 's ihm nicht gelingen,
Drum singt er was was was, [1])
Wer sein Sach schiebt auf Morgen
Will's nicht verrichten heut,
Muß sich allzeit besorgen,
Es werd ihm fehlen weit.

Röthle oder Rothschwänzel.

Das Röthle gar früh aufsteht
Es thut sein bald zur Sach,
Singt an die liebe Morgenröth
Hoch oben auf dem Dach.
Und willst du nicht erwachen,
Du großer fauler Tropf,
Schau besser zu den Sachen,
Sonst bleibst ein grober Knopf.

Rothbrüstel.

Rothbrüstel wie bist du so schön,
Wie zierlich ist dein Stimm

[1]) In dem von mir benützten Manuscripte steht besser: cras cras cras. D. Herausgeber.

Ich merk dir auf, lass' alles stehn
Sobald ich dich vernimm;
Wie lieblich ist dein Zicken,
Wie blutroth ist dein Brust,
Mein Herz thu'st du erquicken,
Ich hör dir zu mit Lust.

Spatz.

Der Spatz sitzt auf der Rinnen
Ruft alle Dieb zusamm,
Es ist hie nichts zu gwinnen,
Wir ziehen in Beham; [1])
Wir lassen uns nicht schrecken
Den wilden Böhmerwald,
Er kann uns wohl bedecken
Am Winter wann es kalt.

Schwalm.

Die schwatzig Schwalm macht alle toll,
Sie plaudert hin und her,
Früh hat sie Kist und Kasten voll
Spath ist Alls leer, leer, leer.
Zu Morgens, wann die Sonn aufgeht
Fangt sie zu schwätzen an,
Zu Abend, wann sie nieder geht
Noch nicht aufhören kann.

Staar.

Der Staar schwätzt, schnattert, pfeifft und singt,
Er ist der alles kann,

[1]) Böhmen; in statt nach ist ein Gallicismus, den die ältern elsässischen Schriftsteller nicht machen.

In seinen Kopf er alles bringt
Was er hört, nimmt er an.
Er thut auf Alles losen,
Er merkt auf Alls mit Fleiß,
Wascht oft die schwarzen Hosen,
Doch werden sie nicht weiß.

Storch.

Wann der Storch hört das qua qua qua,
Spaziert er auf dem Moos,
. . . .
. . . .
Er zieht ihm [1]) über die Ohren
Die grünen Höslein ab,
D'Schlacht hat er verloren
Der gut einfältig Schwab.

Stieglitz

Merk auf wie lockt so lieblich
Mir der sehr schöne Stieglitz,
Beißt Distel auf und sticht sich nicht
Er hat ein' großen Witz,
Gar wohl ist er gezieret
Schön gelb und roth bekleidt,
Sein Stimm er nicht verlieret,
Singt fröhlich alle Zeit.

Sittich.

Sittich schön auserlesen,
Der Federn hast du viel.
Wo bist so lang gewesen,
Warum schweigst du so still?

---

[1]) d. h. dem Fröschlein.

— Die Kinder mich jetzt hassen
Den' ich zuvor vorlieb,
Sie schreien auf den Gassen
Heißen mich Zucker Dieb.

Turteltaub.

Die Turteltaub ohn allen Trost
Will nicht mehr fröhlich sein,
Wann ihren Gesell der Habicht stoßt
Traurt sie und bleibt allein.
Wann dir dein Mann, wann dir dein Weib
Der Tod nimmt hin mit Gwalt,
Traur und ein Zeit allein verbleib,
Vergiß es nicht so bald.

Urhahn.

Der Urhahn seiner Henne lockt,
Wann er im Felsen ist,
Als wie verdaumelt [1]) er da hockt,
Merkt nicht des Waidmanns List.
Viel tausend werden gefangen,
Verlieren Leib und Seel,
Am Weiber Netz sie behangen,
Es ziehet s' hinab zur Höll.

Wachtel.

Die Wachtel lauft wann sie schlagen hört
Und meint es sig [2]) ihr Gespann.
Der Waidmann sie so lang bethört
Bis daß ers fangen kann.

---

[1]) verträumt, im Taumel, elsässisch: im Dummel; — [2]) sundgauisch: seie.

Merk auf, also thut fangen
Der leidig Feind gar viel,
Bis sie im Netz behangen,
Pfeifft was ein jeder will.

Wiedehopf.

Der Wiedhopf ist sehr wohl geziert,
Und hat doch ganz keine [1]) Stimm,
Sein Kron er allzeit mit sich führt,
Steckt doch nicht (viel) hinter ihm.
Wie mancher prangt in Kleidern,
Als wann er wär ein Graf;
Sein Vater ist ein Schneider,
Sein Bruder hüt' die Schaf.

Zeisel.

Komm her, du schönes Zeiselein,
Komm geschwind, flieg her behend,
Sing und spring auf dem Reiselein
Und mach dem Lied ein End.
Lob Gott, mein und dein Herren,
Thu fröhlich singen ihm,
Den die Vögel alle verehren
Mit ihrem Gsang und Stimm.

Wohin geht dieses Dichten,
Du edles Federspiel?
Als daß wir uns auch richten
Nach unserm End und Ziel.

[1]) ganz keine statt gar keine, ist ächt sundgauisch.

Wie mag der Mensch viel sorgen
Ihm selber machen bang,
Vielleicht heut oder Morgen
Hört er's letzt Vogelgsang.

Sagt an, ihr lieben Waldvögelein,
Wer ist der euch erhält?
Wo fliegt ihr aus, wo kehrt ihr ein,
Wann Schnee im Winter fällt?
Wo nehmt ihr eure Nahrung,
So viel ihr all begehrt?
Es bringt ja die Erfahrung,
Daß Gott euch all ernährt.

Ihr habt kein Feld, kein'n Heller Geld,
Nichts das die Taschen füllt,
Der Tannenbaum ist euer Gezelt,
Trotz dem der euch was stiehlt.
Euer Pflug [1]) ist lustig singen,
Stets loben Gott den Herren.
Das Herz möcht Eim zerspringen
Bis zu dem Abendstern.

Wer ist euer Koch und euer Keller,
Daß ihr so wohl gemuth,
Ihr trinkt kein Muskateller,
Und habt so freudigs Blut.
Nichts haben, nichts begehren
Ist eure Lieberei,
Ihr habt ein' guten Herren,
Der hält euch all kostfrei.

---

[1]) Wahrscheinlich: Pfleg, Pflegen, Gewohnheit.

Gott sei mein Sach frei heimgestellt,
Dem rechten Wundermann,
Wann Sonn und Mond von Himmel fällt,
Er ist ders machen kann.
Was auf Erden lebt, was im Luft schwebt,
Was sich im Wasser rührt,
Gott all's mit einem Finger hebt,
Ohn alle Müh' regiert.

Ein Jeder seh wo er zu Land geschwimmt,
Und behend hat all's ein End
Gleich wie das Vogelgesang
. . . .
Der dem Storch ruft zu seiner Zeit,
Der Lerch, der Nachtigall
Der führ uns all in die ewig Freud
Aus diesem Jammerthal.

Dort singt die rechte Nachtigall
Das rechte Vogelgesang;
Den ganzen weiten Himmelsaal
Durchstreicht ihr Freuden Klang.
Vor Freud dort ewig singen
Die . . . .
Vor Freud dort ewig springen
Das ganze himmlische Herr.

O . . . . ewig währet,
Zu lang doch keinem währt
. . . .
Je mehr sie wird begehrt.

Wer Gott hie thut verehren,
Ihm dient sein Leben lang,
Der wird dort ewig hören
Das himmlisch Vogelgsang.

Schon vor etwa zwanzig Jahren waren mir Bruchstücke dieses Gedichtes in die Hände gekommen. Sie standen, unter dem Titel: „Das gaistlich Vogelgesang genannt“, auf den letzten Blättern einer Familien-Bibel, in Folio, die einem Bauersmann von Weitersweiler, im Unter-Elsaß, zugehörte, mit ziemlich geläufiger Hand, jedoch mit vielen Orthographie-Fehlern, und wahrscheinlich aus dem Gedächtniß aufgeschrieben. Ich theilte diese Bruchstücke (bestehend aus der ersten Strophe und denjenigen betitelt: Amsel, Bachstelz, Fink, Lerch, Rapp, Spatz, Stahr, Schwalm, Storch) im Jahr 1833 dem Morgenblatte mit, woraus sie ein Liebhaber älterer Gedichte 1842 dem Schlettstadter Anzeige-Blatt, mit der Bemerkung einverleibte, daß er dieses Lied häufig im Munde elsässischer Landleute gehört habe. Es ist in der Manier von Friedrich von Spee's Liedern gedichtet, und mit Recht vermuthet Christophorus, daß es einen Sundgauer zum Verfasser habe, vielleicht einen Klostergeistlichen. Er fand es bei einem Bauern in Oberlarg; es scheint ihm im 17ten Jahrhundert ebenfalls aus dem Gedächtniß aufgeschrieben worden zu sein. Auch die beiden nachfolgenden Gedichte sind in der Manier Spee's abgefaßt. Christophorus entnahm sie einem in Pergament gebundenen Heftchen, das dem alten Förster von Oberlarg zugehört, und den Titel führt: Gesang Büechlein, darin zu finden Schöne Geistliche Gesänger, Anno 1780.

Der Herausgeber.

II.

Wohl auf ihr schönsten Blümelein.

Wohl auf ihr schönsten Blümelein,
Her kommet alle heut
Zu der Geliebten mein!
Was G'ruch was Farb ihr seid
Keins bleibt nicht dahinten,
Ihr z'Lieb, der Welt zu Leid,
Will euch zusammen binden
Maria schenken ein.

Ein Maien will ich formieren,
Wann er Maria gefallt,
Wann sie mein Carisieren
Nur für ein Liebstück halt.
Die Lieb soll sein das Wasser,
Das Herz der Wasserkrug;
Der Maien wird frisch faßen,
So lang ich Wasser trug.

Kommt her, ihr schöne Veielen,
Mein Herz vor Freud schon lacht;
Ihr wollt allzeit die erste sein
Und allen Anfang macht.
Ihr riecht an allen Orten,
Ein jeder euch finden kann,
Wahrlich mit diesen Worten
Ruf ich Maria an.

Nach dem kommt Schlüsselblümelein,
Oder das Hiazint,
Will allen Blumen Eingang sein,
Weil man's vor allen findt.
Und allen Eingang Schlüssel
Doch nicht der recht du bist,
Wahrlich des Himmels Schlüssel
Maria Mutter ist.

Narziß wie Balsam riechet,
Sonst Sternenblumen genannt.
Was lebt, was schwebt, was kriechet,
Keinen solchen G'ruch nicht hat,
Als in der Blumen der Sternen
Maria Jungfrau rein;
Ach könnt ich sie recht lehren
Pflanzen ins Herz hinein.

Und du mein herzigs Nägelein,
Was meinst du dann mit mir,
Nicht nur mein Aug will bei dir sein
Das Herz steht auch bei dir.
Mit Treu bin ich erfüllet
So oft ich dich abbrich,
Noch mehr den Lust mir stillet
Wann ich Maria sich.

Was gilts du wirst mir werden
Du schöner Tulipan,
Du bist ein Zier der Gärten
Und zeigst den Frühling an.

Ich weiß daß du von Farben
Gar majestätisch bist.
Maria ist auch gütig,
Die ganze Welt Zeug ist.

O schöne Blumen im Maien,
Wie glänzt ihr jetzt so schön!
Die schönste Blum' mit Treuen
Die thut im Himmel stehn,
Maria ich sie nenne,
Von aller Farb sie ist,
Sie blüht vor andern allen,
Ihr Flor kein End nie ist.

III.

In Schwarz will ich mich kleiden.

In Schwarz will ich mich kleiden,
Herr Jesu, dir zu Ehr,
Dein bittern Tod und Leiden
Mein Herz betrübet sehr;
Von wegen unsern Sünden
Leidest sehr großen Schmerz,
Wer das nicht thut empfinden,
Der hat ein steines Herz.

In Grün will ich mich kleiden,
Der Herr an Oelberg geht,
Dort hebt sich an sein Leiden,
Der Kelch da vor ihm steht.

Fangt dreimal an zu beten,
Sein Angesicht schwitzet Blut,
Ein Engel zu ihm treten,
Im Leiden trösten thut.

In Grasgrün will ich mich kleiden,
Will in den Garten gehn,
Will sehen des Herren Leiden
Wie d'Juden um ihn stehn.
Sie haben ihn gefunden
Durch falschen Judaß Kuß,
Sie führten ihn gebunden
Wohl durch den Ceder-Fluß.

In Braun will ich mich kleiden,
Die Wang ist braun und bleich,
Von Annas muß er leiden
Ein harten Backenstreich.
Der Heiland wird geschlagen
Die ganze lange Nacht,
Ihm thut an alle Plagen
Die jüdisch wilde Wacht.

In Roth will ich mich kleiden,
Der Herr vergießt sein Blut,
Die Geisel muß er leiden,
Man schlägt ihn mit der Ruth,
Mit starken harten Streichen
Sein Leib ward ganz verwundt.
Ihr Juden laßt erweichen,
Kein Glied ist mehr gesund.

In Purpur will ich mich kleiden,
Vom Purpurmantel lang,
Des Herren Haupt muß leiden,
Ein dörnen Kron durch drang.
Der Himmels und der Erden,
Der alles sieht und richt,
Zu Spott und Schand muß werden,
Man späut ihm ins Gesicht.

In Meergrün will ich mich kleiden,
Das Meerrohr stellen vor.
Die Weisheit muß sich leiden,
Gott hält man für ein Thor.
Wo thut die Weisheit bleiben,
O weiser Salomon,
Die Juden Gspött nur treiben
Mit deinem Scepter und Kron.

In Weiß will ich mich kleiden,
Bedeut das weiße Kleid
Darin der Herr muß leiden
Als wär er nicht gescheidt.
Herodes thut ihn verlachen,
Vermeint er hab ein Sparr.
O unerhörte Sachen!
Gott hält man für ein Narr!

In Wasserfarb will ich mich kleiden,
Pilatus wäscht die Hand;
Des Herren Hand muß leiden,
Der Richter selbst erkannt;

Die Juden schreien zusammen:
Hinaus ans Kreuz mit ihm!
Sie thun ihn alle verdammen
Mit ihrer gottlosen Stimm.

In Grau will ich mich kleiden,
Der Stab gebrochen ist,
Verdammet ist zum Leiden
Der Heiland Jesu Christ.
Das Urtheil ist ergangen
Ueber das höchste Gut,
Am Kreuz der Herr muß hangen,
Daran vergießen sein Blut.

In Aschfarb will ich mich kleiden,
Der Herr ist schwach und matt,
Zu seinem Tod und Leiden
Führt man ihn aus der Stadt.
Sein Kreuz muß er selbst tragen,
Bis er zu Boden fallt;
Die Juden stoßen und schlagen
Reißen ihn fort mit Gewalt.

IV.

Ein Gesang von dem Leiden Christi.

Unser liebe Frau wollte wandern,
Wollte alle Land ausgehen,
Wollte suchen ihren Gott und Herren.
Wer begegnet ihr auf der der (sic) Heide?

Sant Peter der der (sic) heilige Mann,
Sant Peter der heilige Mann,
Der alles weist und kann.

Habt ihr mir ihn nienen gesehn,
Mein allerherzliebsten Sohn
Den ich es (sic) verloren hab?
— Ich hab ihn erst nächt spat gesehn
Vor einem falsch Judene Haus,
Ganz blutig sah er aus,
Vor einem falsch Judene Haus,
Ganz blutig sah er aus.

Was tragt er auf seinem Haupte?
Von Dörnen ein heilige Kron,
Das Kreuz träit Jesus schon,
Das Kreuz muß Jesus tragen
Gen Jerusalem für die Stadt
Wo Jesus gelitten hat.

Maria stund unter dem Kreuze
Sie traurt und weint so sehr
Sie traurt und weint so sehr
Um ihren Gott und Herr.
Maria, du sollst nicht weinen,
Sollst auch nicht traurig sein,
Denn das Himmelreich ist mein und dein.

Der Himmel ist über alles,
Ist über Gut und Geld,
Ist über Gut und Geld,
Ist über die ganze Welt.

Was hat er für uns gelitten?
Den bittern Todtenschweiß.
Der bittere Todtenschweiß
Macht manchem Sünder so heiß.

Was hat er für uns vergossen?
Sein rosenfarbes Blut.
Sein rosenfarbes Blut
Macht manchem Sünder so gut.

Dieses Lied ist im Elsaß sehr bekannt. Stücke daraus, namentlich die Strophe „Maria stund unter dem Kreuze" hörte ich schon vor mehr als zwanzig Jahren, nach einer sanften, wehmüthigen Melodie von mehreren Jungfrauen in der Ruprechtsau singen. Die Formen: weist, nienen, mein (statt meinen) nächt, Judene Haus, träit, Gott und Herr, (statt Herrn,) lassen ebenfalls auf einen elsäßischen Verfasser schließen.

Der Herausgeber.

VII.

Volksthümliche Gebräuche

und

abergläubische Meinungen im Elsaß,

welche sich auf gewisse Tage und Feste beziehen,

in ihren Quellen aufgesucht und erklärt

von

August Stöber.

(S. Alsatia für 1851, S. 92—180.)

Meiner, am Schlusse des gleichbetitelten Aufsatzes, im vorigen Jahrgange gemachten Bitte an die Freunde des elsässischen Volkslebens, mir etwaige Berichtigungen und Ergänzungen desselben zukommen zu lassen, ist von vielen Seiten auf eine so bereitwillige und dankenswerthe Weise entsprochen worden, daß ich dieselben, in nachfolgenden Blättern mittheilen will, nebst dem von mir selbst Gesammelten, bevor ich zu dem zweiten, angekündigten Theile meiner Arbeit fortschreite. Ich nehme also die volksthümlichen Gebräuche und abergläubischen Meinungen im Elsaß, wieder in der schon befolgten Ordnung vor: zuerst nach den Tagen der Woche und sodann nach den besonderen Tagen und Festen des Jahres.

A. Die Tage der Woche.

Montags, spätestens Dienstags, läßt man ein Lämmchen oder ein junges Schwein zuerst unter die Heerde. Fährt der Hirte nicht an diesen Tagen, so wartet man bis zur nächsten Woche; denn es ist kein Gedeihen, wenn man junges Vieh an andern Tagen zuerst ausläßt.

Wer am Montag die Nägel abschneidet, bleibt vom Zahnweh frei. (Illzach).

Am Mittwoch und Freitag darf man die Nägel nicht abschneiden, sonst wachsen sie ins Fleisch. (Illzach).

Wer am Freitag die Nägel abschneidet, der bekommt keine Nagelwurzel. (Buchsweiler).

Witterungsspruch auf den Freitag:

Am Frittig Owes fangt Alles an,
Was der Sunntig hett welle han.

— Der Verfasser der Magiologia, [1]) der sich Philo nennt, hat, wie er dies mehrmals im Verlaufe seines Buches sagt, den Aberglauben zu allen Zeiten und bei allen Völkern aufgesucht, namentlich aber im Oberrhein, worunter er die nächsten Umgebungen von Basel und den Sundgau mit dem Oberelsasse begreift. Dieser Erklärung zufolge, seien nachfolgende Auszüge, Belege zu den im 17. Jahrhunderte (und größtentheils auch noch jetzt) im Volke verbreiteten abergläubischen Meinungen. S. 132–135.

„Sonntag. Die Kinder an einem Sonntag oder Fronfasten geboren, seyen für andere auß glückselig: Sie sehen alle Gespenster, Geister vnd Vngehewr, vnd widerfahre ihnen doch kein läid von denselbigen.

„Andere sagen hingegen, die am Sonntag geborenen Kinder können keine Geister oder Gespenster sehen.

„Am Sonntag vnd Freytag sey vnglücklich die jungen Kinder baden.

„Montag. Am Montag solle man kein Fewr in eines Nachbaren Hauß holen; vnd keinem, der eines holen wolte, solches geben.

„Dienstag. Wer an einem Dienstage in der Fasten, deß Morgens nüchtern backe, der bekomme dasselbige Jahr kein Rukenwehe.

---

[1]) Magiologia, das ist: Christlicher Bericht von dem Aberglauben und Zauberey. Der Welt ohne einige passion der Religionen fürgestellt von Philonem. Augustae Rauracorum, 1675. Mit Approbation des Klosters der mindern Brüder von Lenzfried. (Exemplar der Mülhauser Stadtbibliothek).

„Mitwuch. Es sey vnglücklich, wenn ein Knecht oder Magd, an dem Mitwuch einen newen Dienst antrette.

„Item. Ein Mitwuchen Mons-New, sey so gefährlich zuachten, daß besser wäre, ein kleines Ländlin gieng vnder.

„Donnerstag. Am Donnerstag vnd Samstag solle von Knechten vnd Mägden kein Stall, mit Ehren zumelden gemistet werden.

„Man solle den Abend an dem Donnerstag feyren. [1])

„Freytag. Am Freytag soll man kein junges Kind baden.

„Wann man am Freytag ein weiß gewaschen Hembd anzieht, sey man für dem Grimmen vnd Darmgicht bewahrt.

„Am Freytag die Nägel an Händen vnd Füssen abschneiden, ist ein bewährt Mittel wider das Zahnwehe.

„Item, wer am Freytag Haar vnd Nägel abschneidet, hat weder Ohren- noch Augenwehe zu förchten.

„Man soll am Freytag Essig füllen.

---

[1]) Daß die Christen noch lange Zeit den Donnerstag, als den Tag Jupiters feierten, erhellt aus dem 15ten Canon der zu Narbonne im Jahr 589 gehaltenen Kirchenversammlung, wo diejenigen freien Standes, welche diese Feier fortsetzten, zu einjähriger Buße und der Verpflichtung reichliche Almosen zu geben, die Sclaven aber zu Ruthenhieben verurtheilt werden. S. Curiosités des Traditions, Paris 1847, S. 162. — Philo bestätigt daß zu Anfang des 17. Jahrhunderts in vielen Landgemeinden des Oberrheins gebräuchlich war Jupiters und Thorstag zu feiern. — Grimm sagt: „Unverkennbarer Ueberrest der Verehrung des Gottes (Thors, Donars: daher: Donnerstag) ist die noch bis auf die neuste Zeit unausgerottete besondere Heilighaltung des Donnerstags unter dem Volke, wie sie schon in frühern Denkmälern des Mittelalters angegeben ist: «Nullus diem Jovis in otio observet.» .... Donnerstags Abends darf nicht gesponnen und nicht gehauen werden.“ S. Deutsche Mythologie. 2te Ausg. S. 173 u. 174.

„Die Weiber sollen am Freytag weder flechten, zöpfen noch strelen, sonsten wachsen jhnen viel Leuse.

„Wann man einer Henne am Freytag Eyer vnderlegt, so werden die Hünlein alle von dem Vogel gefressen.

„Wer drei Freytage Morgens, den rechten Fuß zuerst auß dem Bett setzt, deme truken die Schuh das ganze Jahr keine Blateren. [1])

„Wer am Char-Freytag die Stuben mit einem newen Bäsen kehrt, vnd mit demselben zu Sommerszeit über das Köhlkraut fährt, ist dasselbige für den Raupen vnd fressenden Würmen gesichert.

„An einem Char-Freytag gelegte Hünereyer haben die Krafft, eine Brunst zulöschen, wenn man solche in das Fewr wirfft.

„Sambstag. An dem Sambstag und Donnerstag sollen die Knecht vnd Mägd ihre Viehställ nicht misten.

„Wann eine Magd an dem Sambstag ihren Roken oder Kunkel nicht abspinnt, bleichen sich dieselben Fäden nimmer weiß."

B. Besondere Tage und Feste des Jahrs.

Die Unglückstage, dies nefasti, schwarzen Tage, heißen, wie ich bereits, Alsatia 1851, S. 102, gesagt habe, im Sundgau: Nölleles tage. Für die Erklärung des Namens weiß ich nichts Bestimmtes anzugeben. Ich lasse es einstweilen dahingestellt, ob er von Null oder Noll, wie man auch sagt, also nichtige Tage, Tage an welchen Nichts gelingt, herkömmt; [2]) oder vielleicht mit Nol, Nool (Schweiz)

---

[1]) Ganz wie Moscherosch in der, Alsatia 1851 S. 102, angeführten Stelle.

[2]) Kaiser Augustus hielt die Nonen (nonae), d. h. die 5. und 6.

thöricht, blödsinnig, zusammen hängt. Thatsache ist es aber, daß man in manchen Gemeinden des Elsasses, Verzeichnisse dieser Tage hat. Es folgt hier ein solches, wortgetreu, nach der Abfassung eines Bewohners von Illzach, wo dasselbe von Vielen als unfehlbar anerkannt ist:

„Als nämlich 41 Tage sind unglücklich in dem ganzen Jahr, wie solches ein griechischer Autor bezeuget, als welcher an denen hernach gesetzten Tagen krank wird, kommt nicht leicht davon. Als

Den 1. 2. 6. 11. 17. 18. Jänner.	Den 1. 5. 6. Juli.
„ 8. 16. 17. Hornung.	„ 1. 3. 18. 30. August.
„ 1. 12. 13. 15. März.	„ 15. 18. 20. September.
„ 3. 15. 17. 18. April	„ 15. 17. Oktober.
„ 8. 10. 17. 30. Mai.	„ 1. 7. 11. November.
„ 1. 7. Juni.	„ 1. 7. 11. Dezember. [1])

„So ein Kind in diesen Tagen gebohren wird, bleibet es nicht lang bei Leben, und so es gleich bei Leben bleibt, wird es armselig und elend.

„Wenn sich Einer in diesen Tagen verheirathet, die verlassen gern einander und leben im Streit und in Armuth.

„Wenn Einer reisen thut, kommt er gemeiniglich ungesund wieder nach Haus, oder leidet am Leib oder seinen Sachen Schaden.

Tage des römischen Monats für unglücklich; er leitete ihren Namen von non, nicht, ab. S. Sueton. Oct. Caes. Augustus, Cap. 92.

[1]) Es ergibt sich hieraus, daß die unglücklichen Monats-Tage folgende sind: 1. 2. 3. 5. 6. 7. 8. 11. 12 13. 15. 16. 17. 18. 20. 30; also 16; die glücklichen 15 sind: 4. 9 10. 14. 19. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 31. Numerische Kombinationen fallen hier gänzlich weg, wie dies sonst oft bei ähnlichem Zahlenaberglauben vorkömmt.

„So soll man auch an diesen Tagen keinen Bau anfangen, kein jung Vieh absetzen, das zur Zucht bleiben soll; es hat kein Gedeihen; viel weniger etwas aussäen oder pflanzen; man fange an was man will, so kommt alles zu Schaden.

„In diesen abgesetzten 41 Tagen sind nur fünf Tag die unglücklichsten, darinnen man auch nicht reisen soll. Als:

Den 3. März, den 17. August, den 1. 2. 3. September.

„Hierbei ist wieder zu merken, daß drei Tage sind, die gar unglücklich sind, und welcher Mensch darinnen Blut läßt, der stirbt gewiß in 7 oder 8 Tagen. Als nämlich:

Den 1. April ist Judas, der Verräther, geboren.
„ 1. August ist der Teufel vom Himmel geworfen worden.
„ 1. Dezember ist Sodom und Gommorrha versunken.

„Welcher Mensch in diesen drei unglücklichen Tagen gebohren wird, der stirbt eines bösen Todes, oder wird von der Welt zu Schanden, und auch selten alt.“ (Mittheilung von Pfarrer Ringel).

I. In der Neujahrsnacht zieht man in vielen Landsgemeinden Kärtele oder Planeten, und hofft und fürchtet, was dieselben anzeigen. (Pf. R.).

„Andere, sagt Philo, “baken an dem Abend für dem newen Jahr kleine Brötlin, benennen ein jedes mit einem Nammen der im Haus sich befindenden Persohnen, vnd halten darfür, welches Brötlin in dem Baken aufreisse, werde die Persohn, deren Nammen dasselbe getragen, selbiges Jahr sterben, oder wenigst eine gefährliche Krankheit außstehen.“ S. Magiologia, S. 136.

II. St. Agnes. 21. Jänner. Es ist die Zeit, wo man die Bienenkörbe ausnimmt, daher der Spruch: [1])

Augenes
Macht d'Imme bös.

III. Pauli Bekehrung, 25. Jänner.

Pauli Bekehr,
Nimm der Stecke in d'Hand unn wehr!

(nemlich der Kälte ab).

IV. Petri Stuhlfeier, 22. Februar. In frühen Jahren kommen die Störche an.

„An St. Peters Tag soll man den Hennen Nester machen, sie legen durch das ganze Jahr desto mehr Eyer. Philo, S. 135.

V. St. Christophorus, 15. März. Der angegebene Aberglaube, daß demjenigen, welcher das Bildniß dieses Heiligen, das sich in vielen Kirchen befindet, anblickt, selbigen Tag nichts Böses widerfährt, war schon in frühern Zeiten im Elsaß sehr verbreitet, wie dies Cunrat von Danckrotzheim im Heiligen Namenbuch sagt:

„... desselben tages soltu han
Christoferum den großen man,
Der Christum uff sinre achseln dreit (trägt).
Wer den ansiht dem geschiht kein leit
Des tages so er sin antlit siht. [2])

VI. Fastnachtfeuer sind auch im nördlichen Frankreich, namentlich in den Flandrischen Landen sehr bekannt. In Ba-

[1]) Ich schalte hier und an einigen andern Orten, Bauernsprüche aus dem Sundgau ein, die weniger bekannt sind; ich verdanke sie unserm trefflichen Mitarbeiter Christophorus, was die Buchstaben Chr. künftighin anzeigen sollen.

[2]) S. A. W. Strobel, Beiträge zur deutschen Litteratur, Straßburg 1825, S. 116

lenciennes zogen, noch vor wenigen Jahren, die Knaben mit den brennenden Fackeln, Bouhours genannt, durch die Stadt. Auch in Douay, wo sie Bourdir heißen. [1])

In Zimmersheim, wo der Hirzmontag gehalten wird [2]) hatten die Weiber bis vor einigen Jahren noch, das Recht einen Eichbaum zu fällen, und den Erlös davon zu ihrem Feste zu verwenden.

Ein ähnliches Fest, das ebenfalls an die Bona Dea, also an die Ceres-Mysterien erinnert, ist das in Gap gefeierte Féte de la vieille. (Mad. Clément-Hémery).

VII. Aschermittwoch. Zur Vergleichung mit unserer Sitte des Begrabens der Fastnacht am Aschermittwoch, folge hier, die in Madrid an demselben Tage gebräuchliche Sitte enterrar la Sardina, von G. Mühl mitgetheilt, aus der Allgemeinen Zeitung, 11. März 1851.

„Auf Verlangen des General-Vikars von Madrid hat die Regierung einen mehrere hundert Jahre alten Brauch: enterrar la Sardina genannt, der stets am Aschermittwoch statt fand, für immer verboten. Der Brauch bestand darin, daß an jenem Morgen eine Menge Personen, alle festlich und schwarz gekleidet, mit einer Anzahl verkappter Mönche und Priester, die förmliche Todtenhymnen sangen, auf einer ausgeschmückten Bahre eine wie Don Juan aussehende Person in Prozession durch die Stadt trugen, die in ihren gefaltenen Händen, statt eines Kreuzes eine Sarbelle hielt. Nachdem meh-

---

[1]) Mad. Clément-Hémery, Histoire des fêtes civiles et religieuses, des usages anciens et modernes du départ. du Nord, Paris 1834. S. 354 u. 355.

[2]) Vergl. Alsatia 1851, S. 122.

rere Straßen durchzogen waren, begab sich der ganze Aufzug vor die Stadt, nach dem Canal hin, wo die Bahre umgeworfen wurde und der die Rolle spielende Gallego, [1]) nachdem er zur Genüge hin und her gezupft worden, etwas übel zugerichtet, wieder unter die Lebenden zurückkehrte. Die eigentliche Festlichkeit hörte hiermit zwar auf, die Theilnehmer aber übergaben sich dann den ausgelassensten Freuden, und kehrten erst spät in der Nacht unter Sang und Klang in die Stadt zurück. Das Verbot hat unter der gemeinen Klasse viel böses Blut gemacht. Der Hauptdeputirte der Opposition ist in den Cortes als Anwalt der Entierre de la Sardina aufgetreten, und man hofft noch immer die Regierung werde das Verbot zurücknehmen. Die erwähnte Sitte war schon lange der Geistlichkeit ein Dorn im Auge, und mit Recht. Man kann es ihr, so wie allen frommen Katholiken nicht verargen, alle Mittel angewandt zu haben, dem Scandal ein Ende zu machen."

VIII. Charfreitag. Am Charfreitag sammelt man in vielen Gemeinden, z. B. in Sausheim, die alten hölzernen Kreuze von den Gräbern, um sie auf dem Kirchhofe zu verbrennen, und mit ihnen den Juden (Judas), der Jesum verrathen hat. Ist das Kreuz auf einem Grabe noch in gutem Stande, so bewahrt man es sorgfältig an einem heimlichen Winkel bei der Kirche bis zum nächsten Jahre, um es sodann mit den andern zu verbrennen. (Pf. R.)

Das Verbrennen des Judas ist noch in andern elsässischen Gemeinden bekannt. Ebenso in Bayern, wo es mit dem Ausrufe geschieht: „Brennen wir den Jaudas!"

---

[1]) Man nimmt hier zu ähnlichen Volksbelustigungen gewöhnlich Gallegos, die gerne Geld verdienen und sich viel gefallen lassen.

(Althenuenberg, in Oberbayern). Die Handlung hat den Zweck den Hagelschlag abzuwenden; sie wurde jedoch vor etwa fünfzig Jahren von der Polizei verboten. [1])

IX. St. Georg, Jörjetag, 23. April.

„So lang as (als) d'Frösche vor Jörjetag ruhge (quaken), so lang müehn se sich noch Jörjetag ducke.

„Am Jörjetag soll's Korn in Aehre sinn." (Chr.).

X. Der erste Mai wird noch in vielen Gemeinden von Französisch Flandern, durch Umzüge und Pflanzen des Maibaumes auf sehr anmuthige, poetische Weise gefeiert. (Mad. Clément-Hémery. S. 356 u. ff.)

Ebenso in Burgund und der Freigrafschaft. In Lons-le-Saulnier und Chateau-Chalons schmücken die Mädchen von 12 bis 15 Jahren das schönste Kind, das sie finden können, kränzen es mit Blumen und führen es von Haus zu Haus, wobei sie, wie bei dem elsässischen Maienröslein, ein Lied singen, das also lautet:

Etrennez votre épousée,
Voici le mois, le joli mois de mai,
Etrennez votre épousée,
En bonne étrenne,
Voici le mois, le joli mois de mai,
Qu'on vous amène.

Eine sprichwörtliche Redensart lautet daselbst: Elle est belle comme l'épousée du mois de mai. (Mad. Clément-Hémery).

XI. St. Nicasius, 9. Mai. „Etliche stehen am Nicasii Tag frü auf, vnd schreiben für der Sonnen aufgang, über die thüren aller Gemächer in dem Hauß: „Heut ist

[1]) S. Fr. Panzer, Beitr. z. deutsch. Myth S. 212.

Nicasius Tag, der Mäuß vnd Ratten vertreiben mag." (Philo, Magiologia, S. 135).

XII. Himmelfahrt. In Hürtigheim, im Kochersberge, einige Stunden von Straßburg, wird ein Sommerfest unter dem Namen Lundibol gefeiert. Früher trugen die ältern Knaben dabei einen ihrer Kameraden, in Blumen und grüne Zweige gehüllt, durch das Dorf und sammelten Eier und Speck, die sie sodann miteinander verzehrten. Jetzt ziehen nur noch die kleinern Knaben mit langen, geschmückten Weidenstangen umher. (Mittheilung von Pf. Schneider).

XIII. Pfingsten. Witterungsspruch, in Heilig-Kreuz, bei Kolmar. (Chr.).

Regnet's am Pfingstetag,
Bringt's alle Plag.
Ist es schön hell und klar
So bedeut's ein fruchtbar Jahr.

„Das Peitschenknallen an Pfingsten (S. Alsatia, 1851, S. 143) dürfte leicht als ursprünglichen Zweck die Vertreibung von bösen Geistern, und dergleichen, gehabt haben. [1]) Peitschenknallen soll ja auch die Irrlichter entfernen." (G. Mühl.). — Ich bezweifle dies. Es hängt natürlicher mit den auf die Waidrechte, das Bannumreiten bezüglichen Gebräuchen zusammen, von denen nachfolgend die Rede ist, so wie, höchst wahrscheinlich, mit einem frühern, den Pferde schützenden Hausgöttern, geltenden Cultus.

In Jebsheim versammeln sich die jungen Bursche und reiten vermummt durch's Dorf, indem sie altherkömmliche Sprüche hersagen. Sodann umreiten sie den Bann. In

[1]) In Dossenheim erklärt man, das Peitschenknallen solle das Brausen des h. Geistes vorstellen; eine jedenfalls spätere Auffassung dieser Sitte, die eben nicht sehr geschmackvoll ist.

frühern Zeiten waren sie dabei immer von ältern Männern begleitet, welche ihnen die Gränzen des Dorfbannes anzeigten. (Mitgetheilt von Fr. Ehrmann, in Kolmar).

Das Reiten von Eckwersheim nach Niefern. „Nicht von jeher gelangte man auf ebner und gut unterhaltener Straße von Vendenheim nach Niefern, einem nur aus zwei Höfen, dem untern und dem obern, bestehenden Weiler, der einst seinen eigenen Herrn besaß, heute aber zur Gemeinde Berstett gehört. Noch viel weniger war es aber möglich, daß die Bewohner der beiden Höfe, nach dem ziemlich nahe, nordwärts gelegenen Eckwersheim, mit Roß und Wagen gelangen konnten; und doch sollte in der dortigen Mühle ihr Getreide gemahlen und manches andre eben so bedeutende Geschäfte dort oder in der Umgegend verrichtet werden. Niefern gehörte einst der Familie von Berstett, Eckwersheim früher den Grafen von Leiningen, späterhin ward es Hanauisch. — Es scheint daß die beiderseitigen Herrschaften sich entweder wenig bekümmerten um die Verbindungswege, deren sich ihre Unterthanen beim gegenseitigen Verkehr bedienen mußten, oder daß sie, in Ansehung der Verhandlungen, welche über diese Angelegenheit angesponnen wurden, sich nie verständigen konnten.

„Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen! so mochte es wohl auch da heißen, und also ist es auch geschehen — aber wann? — zu welcher Zeit? — ja darauf können die ältesten Bauern zu Eckwersheim und zu Niefern keinen Bescheid geben. Frägt man einen Greis von 80 Jahren, so antwortet er: Mein Großvater selig ist schon als Schulbube nach Niefern geritten, und auch ich bin manchen Pfingstmontag dort gewesen. Aber diese Antwort wird den Leser wenig befriedigen, wenn er nicht zuerst weiß, was zu verstehen sei unter diesem Reiten.

„Einst, das heißt jedenfalls vor 1790, ritten am Pfingstmontage, nach dem Gottesdienste, die Schulknaben von Eckwersheim auf schöngezierten Pferden nach Niefern, um in beiden Höfen daselbst freundlich und gastfrei bewirthet zu werden. Sie empfiengen eine gewisse Anzahl Würste, Kuchen so viel ihnen behagte und Wein zur vollen Genüge; dazu hatten die zwei Schulknaben, die sich im Laufe des Jahrs durch Fleiß und gute Aufführung ausgezeichnet hatten, das Ehrenamt der Seckelmeister und bezogen als solche, von dem obern Hof zwei, von dem untern Hof aber einen Schilling. Nach fröhlich vollendetem Mahle wurden die Pferde wieder bestiegen und in munterm Getümmel der Rückweg zurückgelegt, — ferner, so erzählen alte Bauern von Eckwersheim, mußten alljährlich auf einen bestimmten Tag, etwa Martini, die Hofleute zu Niefern nach Eckwersheim liefern 100 Stück Würste und die Ripplein eines gemästeten Schweines, dazu hatte auch der Müller zu Eckwersheim das Seinige beizutragen, welches sodann bei einem Gemeinde-Trunk in einem Gasthause unter frohem Jubel verzehrt wurde.

„Und weswegen hatten denn die beiden Hofbauern und zum Theil auch der Müller solche Verbindlichkeiten über sich genommen? woher bekamen die Eckwersheimer Gemeindeleute und Schulknaben solche Rechte? — weil einst, vor vielen Jahren, der Gemeinde-Vorstand zu Eckwersheim den Hofleuten zu Niefern eine freie Durchfahrt durch ihren Bann bewilligt hatten, denn der Eckwersheimer Bann gränzt bis an den Baumgarten des obern Hofs, ja manche behaupten, daß selbst noch ein Theil dieses Gartens zum obgenannten Banne gehöre. So lösten sich also die alten Hofbauern zu Niefern und mußten sich zu demjenigen verhelfen, was heutzutage beinahe jedem bewohnten Hause gesichert ist, nämlich dem freien Verkehr.

„Das Reiten von Eckwersheim nach Riefern besteht zwar immer noch, aber sehr Vieles hat es von seinem ursprünglichen Wesen verloren. Aus manchen benachbarten Gemeinden finden sich Bauernsöhne und Knechte ein, theils um ihre jungen, raschen Pferde zur Schau, theils auch um zur Wette zu reiten. Am Pfingstmontag gehts immer noch hoch her in dieser Gemeinde. Auch wurde vor Kurzem erst durch einen jungen Mann aus Eckwersheim gebürtig, der sich aber anderswo, durch sein segensreiches und eifriges Wirken im Schulfache sehr vortheilhaft auszeichnet, ein Preis für das schnellste Pferd ausgesetzt. Kommen übrigens am Pfingstmontage die Schulknaben auf den Riefern Hof, sö erhalten sie freiwillig eine ihrem Alter angemessene Zehrung, aber das alte Recht und die alte Kost sind beide im Laufe der neuern Zeit verschwunden.“ (... tz).

Daß die auch noch sonst im Elsasse verbreitete Sitte des Pfingstreitens, wobei die Pferde festlich ausgeschmückt werden, der Ueberrest eines Cultus ist, welchen unsre heidnischen Vorfahren den diese Thiere beschützenden Göttern weihten, scheint mir nicht zweifelhaft. Ein noch jetzt in Schwaben üblicher Gebrauch, welcher dafür sehr bezeichnend ist, bestärkt mich in dieser Vermuthung.

„Im sogenannten Welzheimer Walde, einem Landstriche zwischen dem Kocher- und dem Remsflusse, werden in der Pfingstnacht oder am Pfingstmorgen auf der Miststätte vor jedem Hause, worin sich Pferde oder Rinder befinden, Tannenbäume oder kleine Maien oder Birkenstauden [1]) aufgepflanzt oder eingesteckt. Die Tannen beziehen sich auf die Pferde, die Maien auf das Rindvieh. Die Tannen werden geradwüchsig, mit schönen Wipfeln, von jugendlichem Alter

---

[1]) Die Birke war dem Donnergotte Thörr, Donar, geweiht.

ausgesucht, bis auf diese von den untern Zweigen befreit, und bis dahin der Stamm mit einer Art Zierde versehen, indem von unten auf ein schmaler, wie ein Band um den Stamm sich windender Streifen der Rinde vermittelst des Messers losgemacht und abgeschält wird, so daß ein gleicher Streifen der Rinde Banden ähnlich stehen bleibt, und mit dem Weißen des entblößten Stammes einen angenehmen Anblick gewährt. So viele Pferde im Stall, so viele Tannen werden hingesetzt, sind es alte oder junge, so sind auch die Tannen theils größer, theils kleiner. — Sie bleiben mehrere Wochen unverrückt stehen; die von der Hitze ausgetrockneten Tännchen werden ausgehoben und beseitigt, die Birken bleiben auf dem Platze und werden mit Dung überdeckt." S. Nork, Festkalender, S. 948—949, nach Gräters Bragur.

Mehrere von A. Kuhn, in seinen Märkischen Sagen und Märchen, S. 314 u. ff. gesammelte Pfingstgebräuche beziehen sich wahrscheinlich ebenfalls auf den angegebenen Cultus, so wie auf später entstandene Waidrechte.

„Jungen und Mägde treiben am Pfingstmorgen Pferde und Kühe zum ersten Male auf die Brachweide, und jeder wetteifert, der Erste dort zu sein. Das Thier des Siegers wird in der Altmark, mit der sogenannten Dausleipe geschmückt, d. h. an den Schwanz der Kuh oder des Pferdes wird ein Maienbusch gebunden; wessen Thier dagegen das letzte ist, der sieht sich dem Spott und Gelächter der übrigen ausgesetzt; es wird draussen mit Tannenreisern, allerlei Grün und Feldblumen ausgeputzt, und heißt die bunte Kuh oder das bunte Pferd.... Eine besondere Eigenthümlichkeit haben in diesem Gebrauche noch die ehemaligen Wendendörfer bei Salzwedel bewahrt, und sie findet sich namentlich zu Seeben. Knechte und Mägde bilden nämlich von Tannenzweigen, Stroh

und Heu eine große Puppe und geben ihr soviel als möglich menschliche Gestalt. Reich mit Feldblumen bekränzt wird die Puppe in aufrecht sitzender Stellung durch allerlei Mittel auf der sogenannten bunten Kuh, die zuletzt hinausgetrieben ist, befestigt und ihr zuletzt eine aus Ellernholz geschnitzte Pfeife in den Mund gesteckt. So führt man die Kuh in's Dorf, in dem, wie in der Regel bei den Dörfern slavischen Ursprungs, der Eingang nur auf einer Seite ist und die Höfe im Kreise liegen. Der Ausgang wird versperrt und ebenso die Zugänge zu allen Höfen, und ein jeder jagt das Thier von seinem Hause fort, bis endlich die Puppe herabfällt oder in Stücke geht, und der Eigenthümer der Kuh den Stall öffnet."

Nicht unwahrscheinlich ist es mir, daß die Puppe in der Mark, so wie der Pfingstlümmel in Deutschland und der Pfingstmummel, der Pfingsthuttel, der Pfingstequack, das Pfingstklötzel, im Elsaß, den die Pferde und Rinder schirmenden Hausgott darstellen sollten, und die am Pfingsttage gesammelten Eier, Speck, Kuchen, Wein, an die Stelle der frühern Opfergaben getreten sind.

Ein anderer noch nicht berührter Pfingstgebrauch, ist das sogenannte Eierlaufen, über welches mir Herr Pfarrer Lucius, von Ernolsheim, folgende interessante Mittheilung gibt:

„Das Eierlaufen findet alljährlich am Pfingstmontag statt, auf einer Wiese, die ganz in der Nähe von Dossenheim liegt. Es nehmen die ledigen Bursche des Dorfes daran Theil. Auch aus den Nachbargemeinden kommen Zuschauer herbei. Sobald man sich in gehöriger Anzahl eingefunden hat, theilen sich die Bursche in zwei Parteien, und die Wetten beginnen. Jede Partei bezeichnet einen jungen Menschen, welcher als besonders leicht- und schnellfüßig gilt.

Jetzt werden hundert Eier auf einen Fußpfad, jedes je einen Schritt von dem andern gelegt. Der Eine muß die Eier aufheben und eines nach dem andern in einen mit Spreu gefüllten Korb tragen, der am Ende der Eierreihe steht. Zerbricht ein Ei, so muß er nochmals von dem Orte wo er es geholt, zurück zu dem Korbe laufen. Während dieser Zeit läuft der Andere nach Ernolsheim, das eine starke Viertelstunde von der Wiese entfernt liegt, wo er, im Beisein von Abgeordneten beider Parteien, einen Schoppen Wein zu trinken und ein versiegeltes Glas zu holen hat. Kömmt er auf die Wiese zurück, bevor der Andere die zwanzig Eier aufgelesen und im Korbe beisammen hat, so ist er Sieger und seine Partei hat die Wette gewonnen; kömmt er aber erst an, wenn der Andere bereits mit seiner Arbeit fertig ist, so muß er sammt seinen Kameraden das gemeinschaftliche Nachtessen bezahlen, bei dem Wein zur Genüge fließen muß. Im ersten Augenblick klingts wohl sonderbar, allein bei weiterm Nachdenken ist es erklärlich, daß der Sieg sehr oft von demjenigen errungen wird, der den Weg nach Ernolsheim zu machen hat."

Das Eierlaufen oder Eierlesen ist auch in Deutschland bekannt, z. B. zu Pfungstadt, im Darmstädtischen, und in Breslau, wo es die Tuchknappen treiben. An beiden Orten werden beinahe dieselben Maßregeln dabei genommen, wie bei uns. Es hat aber daselbst am Ostermontag statt. Ebenso im Berner Kantone (Eierleset) wie dies Jeremias Gotthelf höchst anmuthig in „Michels Brautschau" S. „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz", Berlin 1850, Bd. I, S. 133 u. ff. schildert.

Geiler von Kaisersberg belehrt uns in einer Stelle seiner Predigten über Brants Narrenschiff, daß zu seiner

Zeit in Straßburg am Pfingsten, Vermummungen, statt fanden. Die Stelle folgt weiter unten, bei Gelegenheit des sogenannten Bechtens am Weihnachtsabend.

XIV. St. Medardus, 8. Juni. Wenn's am St. Medardus oder Mäderle's Tag regnet, so regnet es 40 Tage und 40 Nächte in Einem fort. Die Sündfluth soll nämlich an diesem Tage ihren Anfang genommen haben. (Illzach; Pfr. R.).

St. Medardus ist bekanntlich auch ein Weinzeichen:

Medard bringt keinen Frost mehr,
Der dem Weinstock gefährlich wär'.

XV. Dreifaltigkeits-Sonntag, acht Tage nach Pfingsten. „Wenn's regnet am Dreifaltigkeits-Sunntig, se mueß d'r Bur d'dritt Band (Bandweide) im Wald lo." (Heilig-Kreuz, bei Kolmar; Chr.).

XVI. Fronleichnams Tag, 19. Juni. „Wie's Rohr am Liewerherrgottstag in dä Gasse dörrt (bei der Prozession), so dörrt o's Gras im Heuet uff de Matte." (Chr.).

XVII. St. Johannis, des Täufers, Tag, 24. Juni. Den zahlreichen im vorigen Jahrgange der Alsatia, mitgetheilten Gebräuchen und Meinungen die sich daran knüpfen, sind noch folgende beizufügen:

Am Johannistage, zwischen 11 und 12 Uhr, Mittags, soll man die Rosen, welche verblüht haben, abbrechen und den Strauch abblättern, so gibt es dasselbe Jahr nochmals Rosen.

Zur selben Stunde soll man auch die jungen Nüsse abbrechen, um Nußwasser zu machen. Besonders gut ist es, wenn man noch, über dem Mittagsläuten, damit beschäftigt ist. Ebenso muß man zu dieser Zeit die Zwiebeln umtreten, und den Knoblauch schlüpfen, damit sie nicht in's Kraut wachsen. (Umgegend von Barr, u. a. O.).

Vergleichungsweise, sind noch einige in französisch Flandern übliche Gebräuche von Interesse.

In Dünkirchen hat am Johannistage eine religiös-groteske Prozession statt, wobei eine, unter dem Namen Papa Reuss bekannte, Riesenfigur umhergeführt wird. Der Ursprung dieses Festes, so wie seine Bedeutung sind unbekannt. (Mad. Clément-Hémery, S. 169 u. ff.).

In ganz Flandern verbrannte man, vor der ersten französischen Revolution, am Johannistage, eine kolossale Puppe, die einen Mann, vermuthlich einen Zauberer, vorstellte, und am Peterstage, eine Weiber-Puppe, als Herenbild. (Mad. Clément-Hémery, S. 364. [1]).

XVIII. Den 3. Juli jedes Jahrs, wenn er auf einen Sonntag fällt, oder den darauffolgenden Sonntag, wird in Wangen seit dem Jahr 1830 ein bürgerliches Volksfest gefeiert, welches seinen Ursprung einem von der Gemeinde glücklich gewonnenen Prozeß verdankt.

„Die Bürgerschaft hatte nämlich bis zur ersten französischen Revolution jährlich einen Bodenzins von 600 Ohmen Wein zu bezahlen. Nach der Restauration wurde die Gemeinde, durch die HH. Teutsch u. Comp. in Straßburg, gerichtlich ersucht, diese Rente, nebst dem Rückstande für neunundzwanzig Jahre neuerdings zu bezahlen oder abzulösen. — Daraus entstand ein schwerer Prozeß, der mehrere Jahre lang durch alle Instanzen geführt und von der Gemeinde im Jahr 1830, den 3. Juli, definitiv gewonnen wurde, indem jene

[1]) Die Bewohner von Florida bringen am Sonnwendetag noch immer der Sonne Opfer dar. Sie füllen einen großen Hirschbalg mit allerlei Kräutern an, schmücken ihn mit Blumenkränzen und knüpfen ihn sodann an einen hohen Baum, um welchen sie herumtanzen und Hymnen zur Ehre der Sonne singen.

Rente als feudal erklärt wurde. Zum dankbaren Andenken an diesen für Wangens Bürgerschaft schweren Kampf und an die glückliche Beendigung desselben, — die ganze Gemeinde wäre im entgegengesetzten Falle für lange Zeit, wo nicht für immer ganz ruinirt gewesen, — wurde, durch einen förmlichen Beschluß des Munizipal-Rathes, besagtes Fest eingesetzt, welches von der ganzen Gemeinde mit allem in einem kleinen Orte möglichen Aufwande gefeiert wird. Dasselbe wird eröffnet mit einem feierlichen Zuge, bestehend aus der Munizipal-Behörde, der Nationalgarde und der ganzen Schuljugend, der sich unter dem Klange der Musik durch die Hauptstraße des Städtchens, bis zu einem Brunnen bewegt, der als Denkmal auf dem öffentlichen Platze errichtet wurde und an diesem Tage Wein fließen läßt. Der Maire hält hierauf eine Festrede an die versammelte Bürgerschaft, um sie an die Veranlassung der Feier zu erinnern und zum Gemeinsinne zu ermahnen. Nach derselben wird unter die Anwesenden Wein vertheilt und die Schuljugend mit Wecken beschenkt." (Mittheilung von Pf. Hoffmann).

XIX. St. Gallus, 16. Oktober. Dieser Heilige, auf welchen die Stadt St. Gallen, in der Schweiz, ihren Ursprung zurückführt, war mit Kolumban und mit andern Gefährten, in der zweiten Hälfte des 6ten Jahrhunderts, aus Irland gekommen, um das Evangelium in Allemannien, im Elsaß und der Schweiz zu verbreiten. In den ersten Zeiten hatten sie Zellen auf den Höhen des Wasgau's gebaut. Ein Weiler bei Thal, am Haselbach, im Kanton Mauersmünster, heißt ihm zu Ehren St. Gallen; so wie auch von ihm der Straßburger Kirchhof vor dem National- oder Weißenthurm-Thore St. Gallen heißt, die dabei liegende Wiese Gallenmättel und ein Mühlwasser das Gallenbrüchel.

Diesem Tage, wo es dem Spätherbste zugeht, gelten folgende zwei Witterungssprüche:

Sant Galle
Loßt's z'Obe-n-esse falle. (Sundgau; Chr.). und:

St. Gall
Tribt's Vieh in de Stall

XX. St. Lukas, der Evangelist, 18. Oktober.

Lukas
Macht de Studente d'Oige (Augen) naß.

(Kolmar; Chr.). Die Herbstferien haben nämlich gewöhnlich um diese Zeit ein Ende. Unter der Benennung Studenten sind hier die Zöglinge der katholischen Seminarien zu verstehen.

XXI. Allerseelen, 2. November. Ueber den Gebrauch des Läutens für die armen Seelen, theilt G. Mühl, nach einer Abhandlung des Professors Lasaulx, [1]) folgende Stellen zur Vergleichung mit:

„Glocken werden beim Gottesdienste zuerst erwähnt im mosaischen Ritualgesetze. Dem Hohenpriester Aron soll der Saum des Leibrockes, den er anhat, so oft er in das Allerheiligste eintritt, mit goldenen Glöckchen und Granatäpfeln geschmückt sein, „so daß ein goldenes Glöckchen sei und darnach ein Granatapfel, und abermals eine goldene Schelle und wieder ein Granatapfel, rund um den Saum seines Oberkleides." (Mos. II, 28, 33 u. ff.; 39, 25 u. ff.; Sirach 45, 11). — Hier sind, nach der Erklärung Philons (Philo, I, 452; II, 153 u. 226; Mangey) die Glockentöne ein Symbol von dem Einklang der Welt und der Harmonie der Sphären; wie der jüdische Hohepriester überhaupt als ein Bild des Universums angesehen ward. (Philo,

[1]) Das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona.

II, 227). Ein ähnlicher Gebrauch, wie Plutarch (Sympos. IV, 5, p. 672, A.), bemerkt, wurde von den Erzbecken in Griechenland bei der nächtlichen Feier der Mysterien gemacht, wo der Hierophant die Erzbecken schlug wenn die Kora gerufen ward, oder, wie es auch heißen kann, um Hülfe rief. Ebenso wurden fromme Abgeschiedene, von denen man glaubte, daß sie rein und frei von schwerer Schuld seien, zu Grabe geläutet, um anzudeuten, daß die Seele in höhere Sphären aufgenommen, „den Reigen beginne mit den leuchtenden Himmelsgestirnen," wie es in jener samothrazischen Grabschrift heißt. Weßhalb man sich dann der Glockentöne überhaupt zu jeder Entsündigung und Reinigung bediente (Apollodor, I, 1). Der Klang des reinen Erzes sollte die Seele rein stimmen und entzaubern von der Macht der finstern Dämonen. (Tibull, I, 8, 22."

Das Glockenläuten bei Gewittern, welche das Volk als von bösen Geistern, Hexen (Wettermacherinnen) herrührend, betrachtet, hat also hier seine Erklärung.—Auch beim Abscheiden von Sterbenden wird die Glocke geläutet, jetzt noch bei Protestanten und Katholiken, als sogenanntes Scheidzeichen, um die frommen Christen zum Gebet für die scheidenden Seelen zu mahnen.

„Als vor einigen Jahren eine Jungfrau, in Erstein gestorben war, gieng die Mutter derselben dreimal um das Todtenbett herum und klingelte, mit einer geweihten Schelle, um die bösen Geister abzuhalten, und den Aufschwung der Seele ins andere Leben zu erleichtern." (M. St.). [1])

XXII. St. Martin, 11. November. Eine Belegstelle zu

[1]) Auch den Feen ist das Glockengeläute zuwider.

der im Mittelalter allgemeinen Feier der Martinsnacht (S. L. Schneegans, Alsatia 1851, S. 65 u ff.) gibt auch Cunrat von Dankrotzheim, Heil. Namenbuch, S. 120:

. . . . der milte sant martin
den man beget (feiert) uff sine nacht (Nacht)
mit wines krafft und maniger dracht.

XXIII. St. Andreas, 30. November. Zu den, Alsatia 1851, S. 157—161, aufgezählten Brautstands-Orakeln, kommen noch folgende, in Buchsweiler übliche:

„Wenn man in der Andresen-Nacht (oder auch in der Neujahrsnacht) um die Zwölferstunde, die Stube rückwärtsgehend kehrt, so muß der zukünftige Geliebte oder Bräutigam an Einem vorüber.

„Wenn man um Mitternacht einen Spiegel unter's (?) Kopfkissen legt, so erscheint der Zukünftige darin.

„Wenn man, während es Zwölfe schlägt, unbeschrieen, Wasser am Brunnen holt, so sieht man darin das Bild des Erwünschten. Gewöhnlich aber hat sich im Grunde des Wassers ein „Fabelthier" niedergelassen, das einen mit feurigen Augen anglotzt." (C. K. geb. F.)

XXIV. Fronfasten vor Weihnachten. Zu Heilig-Kreuz, bei Kolmar, glauben die Spinnerinnen noch jetzt, daß Frau Faste sie besuche. (Chr.).

In Schwaben und der Schweiz hat man die Fronfasten ebenfalls personnifizirt und Frau Faste genannt. In Kroatien wird sie, in Gestalt eines alten Weibes, um die Mitternachtsstunde, vor den Thoren, zersägt. [1])

Ueber das Fronfastenthier (Frafastenthier) und die Fronfastenkinder, s. meine Sagen des Elsasses, S. 30.

---

[1]) S. Grimm, D. Myth. S. 742.

XXV. Weihnachten, 25. Dezember. „Zur Weihnachtszeit zeigt man den Kindern das Abendroth, indem man sagt: Wenn ihr brav seid, bescheert euch das Christkind Kuchen, lugt, es backt schon!“ (Weissenburg; Pf. R.)

Hanstrapp bläst den Kindern die nicht folgen wollen, die Augen aus. — Auch Berchta macht Vorwitzige oder Schadenfrohe durch Anblasen blind. (Grimm, D. Myth. S. 254).

Das Reden der Thiere, zu gewissen Zeiten, war von den Römern als orakelgebend angesehen. Merkwürdige Stellen sind hierüber nachzusehen in: Valerius Maximus I, 6, (zweimal). Julius Obsequens De Prodigiis, cap. 87. [1])

Die Sperrnacht und das Bechten:

Im Unterelsaß, von Barr bis nach Weißenburg, wird in den Dorfschaften am Christabend Sperrnacht gehalten. Da werden die Mädchen gesperrt, d. h. das Spinnen über die Feiertage eingestellt. Die jungen Leute versammeln sich partienweise, so wie sie sich den Winter über in den Kunkel- oder Maistuben (Mädchenstuben) zusammengefunden hatten, um miteinander zu schmausen und mancherlei Kurzweil zu treiben. Ein Hauptspaß besteht darin, daß sich die jungen Bursche in die Küchen mehr oder weniger bekannter Leute schleichen, um — denn an diesem Abend wird überall gesotten und gebraten — die Pfannen mit dem Essen wegzustehlen.

„Eine ältere Dame, aus Barr, erzählte dem Berichterstatter, daß sie, auch ohne gerade Besuch zu erwarten, jedes Jahr in der Sperrnacht ein Essen auf dem Herde hatte, und zwar in vorgerückter Stunde.“ (G. M.).

[1]) Ich habe dieselben mitgetheilt in der soeben erschienenen zweiten Lieferung meiner Sagen des Elsasses, Nr. 194.

Dieser Gebrauch entbehrt, wie natürlich, jeden Haltes an christlicher Idee und Sitte; ja, er streitet sogar wider dieselben, und muß seine Erklärung in heidnischen Ceremonien unserer Vorfahren suchen.

Wir haben hier offenbar ein Ueberbleibsel des Holla- oder Bertha- (Berchta-) Dienstes.

Frau Holda (Hulda, Holle, Hulle, Holl), deren die Märchen und Volkssagen von Niedersachsen und Thüringen, besonders auch von Hessen, bis ins nördliche Franken und zum Westerwald, noch jetzt gedenken, erscheint in der deutschen Mythologie, als ein höheres Wesen, das den Menschen freundliche, hilfreiche Gesinnung beweist, und nur dann zürnt, wenn es Unordnung im Haushalt wahrnimmt. Als Luftgöttin bewirkte sie Schnee, daher beim Fallen der Flocken der Ausdruck: „Frau Holle schüttelt ihr Bett," was jetzt in der Kindersprache im Elsaß von den Engeln gesagt wird. Auch bringt sie Fruchtbarkeit und steht dem Spinnen vor. [1])

„Ein ähnliches Wesen, wie Holda, oder ganz dasselbe, unter verschiedener Benennung, erscheint gerade in den oberdeutschen Gegenden, wo jene aufhört, in Schwaben, im Elsaß, in der Schweiz, in Baiern und Oesterreich. Es heißt Frau Berchte, d. i. althochdeutsch Beratha, die Leuchtende, Glänzende, Hehre, wie Holde den glänzenden Schnee erzeugt;

---

[1]) „Fleißigen Dirnen schenkt sie Spindeln und spinnt ihnen Nachts die Spule voll; faulen Spinnerinnen zündet sie den Rocken an oder besudelt ihn. . . . Wenn sie auf Weihnachten im Land einzieht, werden alle Spinnrocken reichlich angelegt und für sie stehen gelassen; Fastnachts aber, wenn sie heimkehrt, muß alles abgesponnen sein; die Rocken stehen dann vor ihr versteckt." S. Grimm, D. Myth., S. 247. Ueber Holda und Berchta sind daselbst die Seiten 244 bis 260 nachzulesen.

schon in dem Sinn des Wortes nach eine gütige, freudebringende, aber selten wird sie noch so vorgestellt, gewöhnlich ist die grauenhafte Seite hervorgehoben, sie tritt als ein fürchterliches, kinderschreckendes Scheusal auf. In den Erzählungen von Frau Berchta herrscht die böse Bedeutung vor, wie in denen von Frau Holda, die gute.

„Auch Berchta führt die Aufsicht über die Spinnerinnen. Ihr Fest muß durch eine althergebrachte Speise begangen werden, Brei und Fische.... Wenn diese fehlen, so schneidet sie dem, der andere Speise zu sich genommen hat, den Leib auf, füllt ihn mit Heckerling und näht mit einer Pflugschar, statt der Nadel, mit einer Eisenkette, statt des Zwirns, den Schnitt am Bauch zu.... In ihrem Haare befinden sich die Seelen kleiner Kinder. Sie heißt die wilde, die eiserne Berchta; auch Frau Percht mit der langen oder der eisnen Nas." (Grimm). [1])

Der schon mehr erwähnte elsässische Cunrat von Dankrotzheim versetzt den Tag an welchem man „die milte behte" feierte, auf den 30. Dezember. Er sagt in seinem Heil. Namenb., S. 123:

darnauch so komet die milte behte
die nach hat gar ein groß gslehte,
die stick zwene broten an den spiß
und briete und machte einen guten friß, (Schmaus)
und geriet in uff uff (sic) die ahssel fassen
und ginge mitte behten affter den gassen
und drug da uff on alles duren (Bedauern)

---

[1]) Aus der Göttersage stieg Berchta in die Heldensage herab; in Frankreich galt sie als Pipins des Kurzen Gattin und Karls des Großen Mutter; ihr gilt die Redensart: Au temps que la reine Berthe filait.

und lud ir guten nachgeburen (Nachbarn)
und ir brüder und ir swester.

Zu diesem Zeugnisse, daß man auch im Elsaß den Berchten=, Bechten= oder Behtentag, wie er bei unsern ältern Schriftstellern genannt wird, mit besondern Gastmalen begieng, was sich aus der heidnischen in die christliche Zeit fortvererbte, kommen nun noch folgende, aus denen weiter hervorgeht, daß der, auf diesen besondern Gebrauch bezügliche Name Bechten, später eine allgemeinere Bedeutung bekam, die jedoch Geiler von Kaisersberg irrig, oder, wie er dies auch oft thut, des Wortspiels wegen, mit dem Weingotte Bacchus zusammenbringt.

In den Statuten der Straßburger Schifferzunft, Fol. 46. (Scherz, Glossar, fol. 108) heißt es, ganz übereinstimmend mit dem noch jetzt üblichen Gebrauche: „Alsdann die hantwercksknecht oder knaben nach alter gewonheit in den wynachtfuirtagen gebechtet, und von einer stuben zu der andern, ouch frummen luiten in ir huisere gelouffen sint, gutzen und noysen, [1]) das sol ouch nit me sin, sonder welhe hantwercksknecht oder knaben bechen wöllent, die mögent louffen uff die stuben, und in der meister huisere ins hantwercks und nit witer by der pene (Strafe, poena) XXX ß. pf.“

Geiler von Kaisersberg gebraucht, wie gesagt, ebenfalls den Ausdruck bechten, wendet ihn aber auf die in Straßburg an Pfingsten gebräuchlichen Vermummungen an:

„Die ander schel (Schelle an der Narrenkappe) ist putzen

[1]) gutzen, guzeln, betteln; ein Gutzler, ein unverschämter Bettler; auch in der Schweiz (Bern, Zürich) gebräuchlich, wo man noch abgutzeln, ergutzeln, abbetteln, erbetteln sagt. — noysen, auch ernoisen, neisen, mit Schmeicheln, auch mit grämlichen Anliegen erbetteln; jetzt noch im Elsaß: nause, naugse, grämlich thun, um etwas Erwünschtes zu erlangen.

antlitter (Masken) tragen, das sein ursprung hatt von den heiden, als man zu Strasburg brucht (im Gebrauch hat) ze pfingsten, da so vil kruizen [1]) darkumen, der hirtz und das unsinnig weib von geistpitzen; lyß Ovidium da einer ward yn ein hirtzen verkeret, da must man bechten, [2]) wurst samlen, vom Baecho kumpt das her, item Meyerbertsch. [3]) Item unter den lammen armmen sich etlich an, sie seint blint, lam, rum ... das seint schädlich narren." Predigten über das Narrenschiff, Ausg. von Straßb. 1520, Fol. 153.

In den Statuten des Kapitels zu St. Thomä, in Straßburg, zum Jahr 1540 befindet sich ebenfalls eine, das Bechten betreffende Rüge:

„Nachdem uns glaublich angelangt, wie ir zu Eckebolzheim mit andern Bechten, ouch hirßen oder kolben, wie mans nennet, mit einander zu wuchen und wuchen ungeverlich halten."

Merkwürdig ist es, daß noch heutzutage, der Gebrauch des Bechtens, wiewohl unter anderer Benennung, fortdauert, und daß das Volk auch noch auf andere Weise Berchta's oder Bechta's gedenkt, so heißt z. B. eine als Spukort verrufene Stelle, bei Heilig-Kreuz, wo namentlich Hanf und Flachs gepflanzt wird, der Bechtenwinkel. (Chr.).

---

[1]) kruizen, ein Ausdruck, welchen die Wörterbücher übersehen, bedeutet hier wohl Masken, Vermummungen im Allgemeinen; besondere waren der hirtz, der auch vor Alters häufig als Neujahrslarve vorkömmt, und das unsinnig Weib von Geistpitzen, d. i. von Geispolzheim, bei Straßburg.

[2]) bechten heißt hier vor oder in den Häusern Gaben sammeln, erbetteln. Da dies, wie aus den Statuten der Straßb. Schifferzunft hervorgeht, namentlich Handwerksgesellen thaten, so ist wohl mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß davon der noch in ihrer Sprache übliche Ausdruck fechten von jenen ältern Zeiten herstammt.

[3]) Eine Art Gebäcke?

Von dem in der Christnacht, unter dem Namen Heilwag, Heilewag gesammelten und zu manchen abergläubischen Gebräuchen verwandten Wasser, ist bereits im vorigen Jahrgang, S 168, gesprochen worden. In Heilig-Kreuz, bei Kolmar, gieng noch vor wenig Jahren am Weihnachtabend der Schullehrer oder sein Gehülfe mit den Chorknaben, wovon einer das Weihwasser und den Sprengwedel trug, von Haus zu Haus und besprengte alle Anwesenden dreimal, indem er dazu folgende Worte sprach:

Heiliwog, Gottesgeb,
Glück ins Huß,
Unglück druß!

— Die Rose von Jericho. Nur im Vorübergehen, in Ermangelung näherer Sachkenntniß, habe ich im vorigen Jahre, S. 105, auch von der sich in Kingersheim in der Neujahrsnacht öffnenden Rose von Jericho Erwähnung gethan. Ich habe seitdem an verschiedenen Orten von derselben sprechen hören, und durchgängig wird ihr Erschließen in die Christnacht versetzt.

Die Pflanze gehört der Familie der Cruciferen an, ihr botanischer Name ist Anastatica hierochuntica (Linne); sie ist auch unter dem Namen Marienrose, Rose de Marie, bekannt, und wächst in den sandigen Ebenen von Palästina und Egypten; hat eine Höhe von drei bis sechs Zoll, einen ästigen, zottigflaumenden Stengel, an welchem kurze, winkel- und blattgegenständige Trauben sitzen (Oken, Naturgesch. III, 1386). In trockenem Zustande wird die ganze Pflanze zu einem rundlichen Knäuel (etwa wie ein eingeschnurrter Tannzapfen): in Berührung mit Wasser breitet sie sich jedes Mal aus: ist also hygrometrisch. Früher kam sie in den Handel und wurde als sympathetisches Mittel gegen mancher-

lei Krankheiten gebraucht. So schloß man z. B. aus dem schnellern oder langsamern Oeffnen derselben auf eine nähere oder fernere, glücklichere oder unglücklichere Entbindung.

In vielen elsässischen, besonders in katholischen, Landgemeinden, selbst in Städtchen (so in Rappoltsweiler), hat man ein oder zwei solcher Rosen sorgsam in einer Schachtel aufbewahrt, und das Haus das sie besitzt wird glücklich gepriesen. In der Christnacht nun, zwischen Eilf und Zwölf, versammeln sich Verwandte, Freunde und Nachbarn; die Rose wird mit feierlichem Ernste hervorgebracht und in ein Glas Wasser gestellt, wo sie nach einiger Zeit sich mehr oder weniger aufschließt. Ja man behauptet, daß, in sofern dies nicht geschähe, sie sich, in der Mitternachtstunde von selbst in der Schachtel oder im Schranke öffnen werde. Die Art ihres Erschließens bedeutet für's künftige Jahr Gedeihen oder Mißwachs, für die Familie Glück oder Unglück. (R.).

In Heilig-Kreuz besitzt eine Familie eine Rose von Jericho, welche ein Antoniterbruder aus dem Kloster Issenheim, bei Ruffach, seiner Schwester von einer Reise nach Jerusalem mitgebracht hat. (Chr.).

Auch in protestantischen Ortschaften hält man große Stücke auf sie. In Mittelbergheim gilt sie als Wein-Orakel. [1])

Hier noch darüber eine Stelle aus Philo's Magiologia, S. 149 u. 150:

„Es ist ein Aberglaub darfür halten, daß eine gewisse dürre Rose, Rose von Jericho genannt, allein an dem Christ-Fest-Abend in das Wasser gestellt, auf- vnd nach dem Christ-Fest widerumb zugehe.

[1]) Der schlaue Pilgrim in Hebels Schatzkästlein, verspricht der Wirthin, die ihn so gut traktirt, eine Rose von Jericho mit von Jerusalem zu bringen.

„Doch ist hier in acht zunemmen, daß Herr Hans Balthasar Widenhuber, Burger der loblichen Statt St. Gallen, vnd alter Obervogt vnd Quartier Hauptmann der St. Gallischen Herrschaft Bürglen, noch dieser gegenwertigen Zeit, eine so genente Rosen von Jericho, in seiner Besitzung hat; welche er von seiner Fraw Großmuter, Fr. Sabina Straubin, welche meine Vrgroß-Schwieger gewesen, ererbt, vnd solche nunmehr bey 100 Jahren alt ist. So offt er nun diese dürre Rose in das Wasser stellet, es sey Sommer oder Winter, Ostern, Pfingsten oder Weihnacht, Tag oder Nacht, fangt dieselbige an, nach Verfliessung vngefehr einer Stund, mit höchster Verwunderung der Zusehenden, allgemächlich aufgehen: vnd wann sie auß dem Wasser genommen ist, schließt sie sich so allgemächlich, als sie aufgangen, widerumb zu, welches ich selber in seiner Behausung, neben vielen anderen Ehren-Personen, gesehen hab.“

— Die Loostage, zwischen Weihnachten und Dreikönigs-Tag, werden, wie ich seitdem vielfältig bestätigt gefunden, zu allerlei Befragungen hinsichtlich des beginnenden Jahres benützt. In denselben wird auch, in manchen Gegenden des Unter-Elsasses, das Gesinde zu keiner weitern Arbeit angehalten, als zu der unumgänglichen Fütterung des Viehs. (G. M.).

VIII.

Die Eroberung von Magdeburg

betreffend.

I. Brief des Stadtschreibers J. H. Petri, im Namen des Magistrats der Stadt und Republik Mülhausen an H. U. Coßweiler, Hauptmann der Stadt Hall, 27. Juni 1631.

II. Reime auf General Tilly, bei Gelegenheit der Eroberung von Magdeburg.

(Ungedruckt; aus dem Mülhauser Missiv-Protokoll No. 9 gezogen; im Besitz des Hrn. Albert Petry, eines Nachkommen des Chronikschreibers).

Die Eroberung von Magdeburg betreffend.

I.

Brief, im Namen des Magistrats der Stadt Mülhausen, von J. H. Petri, Stadtschreiber:

„Dem Ehren vnnd Notvesten, herren Hanns Vlrich Coßweileren, Hauptmann der Statt Hall, meinem insonders günstigen Herren.

„Ehrenvester ꝛc. Demselben seyen meine bereitwillige Dienst vnnd freundlicher grueß zuevor.

„Deß Herren, an meine gu. Herren abgegebens, den j. Junij datirtes schreiben, haben dieselben, als sie eben bey einander bey deren vmb diese jährlich gebräüchlicher mahlzeit ihres schwehrtags (Schwörtags), versammlet gewesen, durch widerbringeren dieses wol empfangen, darauff demselben ich nicht verhalten wöllen, daß ja mit Magdeburg es nicht erträglicher ergangen als das gemeine geschrey gelautet hat vnnd nun mehr auch demselben so wol als vns vmbständlichen zue wißen sein wirt, wie dieselbe vhralte schier Mueter-Statt der Teütschen, von den Teütschen selbsten in die äschen gelegt, vnnd ärger zuegerichtet worden, als wann sie den Türkhen in die hand gerathen wäre, welches wol zue erbarmen vnnd zue betrauren ist, vnnd den ybrigen ReichsStänden allen ein augspiegel vnnd wahrnung sein khan beßere ach-

tung auff sich selbsten zue geben, vnnd getrost- vnnd einmüetiger als bißhär bescheehen, zusammen zuesetzen, dann sonsten ohngeacht aller sinceratioern vnnd holdseligen vertröstungen, wa mann die mittel vnnd gelegenheit an hands bekhommen wirt, kheinem anderen es anders vnnd leidlicher ergehen wirt, wie dann, daß solches mann schon längsten im sinn gehabt, von vielen guetherzigen Patrioten, vor vielen jahren wahrnungen außgangen sind, vnnd hat das gegentheil selbsten es nicht verhälen mögen, bezeügt neben anderen auch beygeschloßenes cartel, so vnserem herren Seckhelmeisteren erst vor zween tag, von einem fürnemmen Oesterreichischen dieneren zuegesannt worden, wiewol jetz verlauten will, daß der König von Schweden, neben anderen Stätten, auch Magdeburg für gewiß widerumb erobert, vnnd seinen feünd großen schaden gethan hab, Gott erhalte seine Kyrchen, vnnd gebe vns hiezue mehr vertrauen vnnd standhafftigkeit, als wir bißhär in rettung vnsers vatterlandts vnnd gemeiner sach erzeigt haben.

„In vnsrer Eydgnoßschafft stehet alles, Gott lob, noch in zimlichem frieden, allein daß etwas streit zwischen einer loblichen Statt Zürich, vnnd dem Abbt von Sanct Gallen eingefallen, dazwischen sich daz die andere Ort geschlagen haben, vnnd es verhoffenlich noch zue guetem vertrag bringen werden mögen.

„Den Herren, sampt uns aller Göttlichen obacht zue allem wolergehen getreüerlichen befehlend. Datum Mühlhaußen den 27. Junij Anno 1631.

Deß Herren Dienstwilliger

Jacob Heinrich Petri von Basel.“

II.

„Was gestalten Herr General Tilli, den 20sten Mäyens, A° 1631, der alten Jungkfrauwen zue Magdenburg verheürathet worden, vnnd seind volgende heüraths note.

Erstens, soll Vlm das heürathguet geben,
2. Straßburg die Morgengaab darlegen,
3. wird Nierenberg die hochzeit halten,
4. Aug- vnnd Regenspurg als brautfüehrer wahlten.
5. König in Schweden ihr vatter sein.
6. schenckht Wirtenberg den wein.
7. Alle vngehorsame Stätt zuesammen,
Volgen der Braut in Gottesnammen,
Die werden bey dieser hochzeit eben,
Gantz schön bluetfarbe khräntzlin geben.“

IX.

Die

Dionysenkapelle bei Wolxheim,

nebst einem Hinblick

auf die

Scharrachbergheimer Johanniskirche und die Kirche zum h. Georg in Molsheim.

Ein mythologisch-legendarischer Beitrag

von

Gustav Mühl.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat sich alle etwaigen Annotationen, von Seiten der Redaktion, über seine in demselben ausgestellten Forschungen und Ansichten verbeten, und will diese, dem literarischen Publikum gegenüber, allein und vollständig vertreten.

Der Herausgeber.

Die Dionysenkapelle bei Wolxheim,
die Scharrachbergheimer Johanniskirche und die Kirche zum h. Georg in Molsheim.

In der Nähe von Wolxheim, da wo das vorzüglichste Rebgelände dieses längst wegen der Güte seiner Weine im ganzen Elsasse bekannten Dorfes sich befindet, erhebt sich eine dem heiligen Dionysius geweihte Kapelle.

In früheren Zeiten, erzählt die Sage, war das kleine Thal, an dessen Eingange das Gotteshaus steht, der öde und verrufene Aufenthalt allerlei schädlichen und gefürchteten Gewürmes. Als aber unter der Anrufung jenes Heiligen die Kapelle errichtet wurde, verschwand alsobald das Gewürme, und der Ort wurde der Rebenpflanzung zugänglich.

Diese einfache elsässische Sage sehen wir heute als einen höchst werthvollen Fund an, indem sie uns in den Stand setzt einen neuen und nicht unerheblichen Beitrag, von den Ufern des Rheines aus, zur mythischen Geschichte des eben erwähnten Heiligen zu spenden. In der Legende christlicher Märtyrer ist, wie Jedermann weiß, dem Dionysius eine namhafte Stelle eingeräumt, [1]) und dennoch zählt er gerade wieder

[1]) Unter vielen anderen Bestätigungen des hohen Ansehens unseres Heiligen erinnern wir z. B. an die letzten Worte des berühmten Vor-

zu denjenigen kirchlichen Persönlichkeiten, deren ächt geschichtlich erwiesene Bedeutung von jeher sehr vieles zu wünschen übrig ließ. Schon das gläubige Mittelalter, von den Zeiten Ludwigs des Frommen herab, stritt sich über die Zeit und die Oertlichkeiten, welche die Zeugen des Wirkens und des Todes dieses Heiligen gewesen sein sollen. Ward von den Einen das erste Jahrhundert nach Christus als die Epoche seines apostolischen Auftretens angegeben, so wurde seine Erscheinung wieder von Anderen in das dritte verlegt; und kaum hatte sich das Ufergebiet der Seine der Ehre gerühmt den Schauplatz zu den christlichen Thaten des Dionysius und den wundersamen Ereignissen seiner Hinrichtung geboten zu haben, als alsobald der deutsche Rhein dieselben Ansprüche erhob. Die Sankt-Emmeranskirche zu Regenspurg, so gut wie die Abtei zum heiligen Dionysius bei Paris, stand im Rufe die vollständige Reliquie des gepriesenen Märtyrers zu besitzen, [1]) der übrigen Häupter und Gliedmaßen nicht zu gedenken, welche in anderen, allenthalben zerstreuten Kirchen demselben Heiligen zuerkannt wurden. Zur möglichsten Lösung dieser Wirrnisse und Streitigkeiten sah man sich daher bald auf die Nothhülfe einer Annahme von verschiedenen Heiligen desselben Namens zurückgewiesen, und so kamen nach und nach mehrere besondere Dionysien zu einer gewissen kirchlichen Anerkennung. Dem geistreichen, wenn

---

kämpfers päbstlicher Oberherrschaft in England Thomas Becket (1170), welcher vor seinen andringenden Mördern seine Seele und das künftige Heil der Kirche „Gott, der heiligen Maria, dem Schutzheiligen des ihn umgebenden Gotteshauses und dem heiligen Dionysius" empfahl.

[1]) Pabst Leo IX bestätigte sogar ausdrücklich die Aechtheit der Regenspurger Reliquie.

auch in allgemeineren Ansichten nicht selten einseitig absto- ßenden Dupuis war es vorbehalten mit tieferem Blicke das zeitherige Dunkel zu durchdringen. In seinem bekannteren Werke: de l'Origine de tous les cultes, weiset er nach wie Dionysius, in seinem noch heute bestehenden kirchlichen An- sehen, zunächst nur der Erbfolger und Ausläufer des heidni- schen Dionysos oder Bachus ist. Was Dupuis jedoch nur in flüchtigen Zügen angedeutet hatte, gelangte etwas später, durch die gewissenhaften und gründlichen Forschungen von Du- laure, im ersten Bande seiner Histoire de Paris (S. 106. ff.), zu dem bestimmten Ansehen einer geschichtlichen Wahrheit. Wie wir diesem Schriftsteller bereits die vorausgehenden ge- schichtlichen Angaben entlehnen, so denken wir jetzt am be- sten daran zu thun, wenn wir, bei Gelegenheit unserer el- säßischen Sage, die in jenem Werke aufgeführten kritischen Belege für die Verschmelzung beider Persönlichkeiten, in voll- ständiger Reihe, unseren Lesern wiederholen.

„Der Gott des Weines hieß in Griechenland Dionysos; der Heilige trägt denselben Namen.

„Wie dem Patron von Paris, so ward einst das Prädikat eines Heiligen auch dem Gotte des Weines und noch mehre- ren anderen heidnischen Gottheiten zugelegt. Ein Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, der sich Geoffroy nannte, schrieb ein längeres Gedicht über den Gott des Weines, welches das Märtyrthum des heiligen Bacchus überschrieben ist. In mehrern Votivtafeln ist des Gottes in dieser Beziehung gedacht. Wir führen vorzugsweise die nachstehende Inschrift an, wo der Gott Eleutheros heißt: **SILVANO SANCTO LARVM PHILEMON P. SANCTI ELEVTHERI DD.** (Jo- seph Scaliger, Castigationes, in Sect. Pomp. fest. ad verbum

MARSPITER.) Der griechische Name Eleutheros entspricht dem lateinischen Liber.

„Wir heben aber diese Inschrift noch darum hervor, weil aus dem darin erwähnten Beinamen des Bacchus, vielleicht aus bloßem Mißverständnisse, ein zweiter Heiliger, Sankt Eleutheros hervorging, und dieser alsdann dem heiligen Dionysius als ein Gefährte zugetheilt wurde.

„Uebrigens erhielt Dionysius, höchst wahrscheinlich in ähnlichem Wege, noch einen anderen Genossen, den Rusticus. Dieser Name erinnert an eines der Feste, welches zu Ehren des Bacchus auf dem Lande gefeiert wurde, und unter der Bezeichnung Rustica oder Ruralia sich von den Urbana, den Festen desselben Gottes in den Städten, unterschied. [1]) Leicht dürfte diese ländliche Festlichkeit, bei welcher sich die Winzer betheiligten und die darum auch Herbst- und Kelterfest [2])

[1]) Auch in unserer Fastnacht sind bekanntlich Ausklänge früherer Bacchusfeier nachgewiesen worden. Der obige Gegensatz zwischen Urbana und Rustica wiederholt sich ebenfalls noch bei uns, wo die Herrenfastnacht um eine Woche der Bauernfastnacht vorausgeht. Zu bemerken ist freilich, daß die Urbana der Alten in das Frühjahr, die Rustica, wie gesagt, in den Herbst fielen. G. M.

[2]) Die etwas konventionellen Aeußerungen von Freude, welche noch heute unter dem Landvolke selbst bei nichts weniger als ergiebiger Traubenlese und sogar bei allerschlechtestem Wetter sich kundgeben, könnten ebenfalls die abgeschwächte und unbewußte Ueberlieferung früherer Bacchusfeier sein. Die eigenthümlich gellenden Ausrufe, wie sie z. B. in der Gegend von Wolxheim, nur während der Lese und bei keinem anderweitigen freudigen Anlasse ausgestoßen werden, könnten leicht an das alte Evoe oder Euoe erinnern. Auch der noch heute zuweilen vorkommenden komischen Figur, welche im Unterelsasse unter dem Namen Herbstschmuerel bekannt ist, müssen wir hier erwähnen. Zu dieser Rolle wird gewöhnlich ein etwas tölpisches männliches Mitglied des Winzertrupps oder Johns erlesen. Man beschmiert ihm das Gesicht mit Traubensaft; und auch sonst

genannt wurde, den Namen für einen anderen Gefährten des Dionysius hergegebrn haben.

„Nach unseren geschichtlichen Forschungen könnte diese Verbindung mit einem Eleutherus und einem Rusticus nicht ohne Wahrscheinlichkeit zunächst von Hilduin, dem Abte zu Saint-Denis herrühren, welcher, ein Zeitgenosse Ludwigs des Frommen, im Auftrage dieses Kaisers das Leben unseres Heiligen festzustellen suchte und niederschrieb. Leicht konnte er auf eine alte heidnische Inschrift gestoßen sein, in welcher nicht blos der Name Dionysos, sondern auch der Beiname Eleutherus und die Bezeichnung der Rustica sich vorfanden. Derartige Mißverständnisse sind im Mittelalter keine außerordentlichen Fälle.

„Daß der Bacchusdienst auch in Gallien in Uebung kam, kann wohl nicht mehr bezweifelt werden; dieser Kultus bestand jedoch vorzugsweise in Weinpflanzung: vor den Zeiten Domitians kam aber dieselbe seltener vor, und dieser Kaiser selbst ließ die bereits vorhandenen Reben vertilgen. [1]) Erst zwei Jahrhunderte später, 281 Jahre n. Chr. G., gestattete der Kaiser Probus den Galliern auf's neue den Rebbau. Höchst wahrscheinlich griff erst fünf oder sechs Jahre nach dieser Erlaubniß, also ums Jahr 286 oder 287, der Bacchusdienst um sich, nämlich in der Zeit, wo die neugepflanzten Reben zum ersten Male reichliche Früchte bieten konnten. Und in selbiger

ist er allen möglichen Neckereien von Seiten der Gesellschaft ausgesetzt. Diese Figur könnte dunkel an die alten Satyrschwänke erinnern, welche die Herbstfeier der Alten bezeichneten. G. M.

[1]) Die etwaigen staatsgefährlichen Folgen übermäßigen Weingenusses bei den kaum gebändigten Galliern, und der zu jeder Zeit von dem spezifischen Römerthume schief angesehene Bacchusdienst, mochten wohl die Gründe dazu abgegeben haben. G. M.

Zeit auch, im Jahre 287, lassen Tillemont in seiner Histoire ecclésiastique, und Dom Rivet in seiner Histoire littéraire de France, nebst mehrern anderen Schriftstellern von Ansehen, die Verehrung des heiligen Dionysius in Gallien entstehen. Diese gleichen Zeitbestimmungen sind jedenfalls auffallend genug.

„In seiner Eigenschaft als Sonnengott [1]), und mit Hinweisung auf die sieben Planeten und die sieben Tage der Wo-

---

[1]) Diese speziellere Bezeichnung des Bacchus, welche heute seltener ausgesprochen wird, bietet uns Anlaß zu einigen allgemeinern Bemerkungen über diesen Gott und überhaupt über den früheren Geist der Mythologie. Häufig fiel einst der bacchische Begriff mit einer gewissen Verehrung der Sonne und der übrigen Gestirne zusammen. Wenn nämlich Dionysos, wie bekannt, ganz besonders den Segnungen der Herbstreife, namentlich des Weines vorstand, wie sollte sich sein Begriff nicht bald mit der religiösen Beachtung gewisser, wirklicher oder vermeintlicher Einwirkungen der Himmelskörper auf Jahreszeiten, Witterung, und somit auf Gedeihen der Pflanzen und Thiere versetzen? Dann verknüpfte sich, wie wir wissen, der Bacchusdienst schon frühe auch, seinem morgenländischen Ursprunge getreu, mit einer an das tiefere seelische Leben des Menschen streifenden Mystik, welche als ein nächster Ausfluß asiatischer Weltsysteme angesehen werden kann. Es ist z. B. bekannt, daß manche bacchischen Tänze ursprünglich eine religiös sinnbildliche Bedeutung hatten und die Bewegungen und Verschlingungen der Gestirne veranschaulichen sollten, welche als höhere und geläuterte Wesen gedacht wurden. Freilich artete die taumelhafte Ekstase jener Bacchanalien schnelle genug in jene wilde, ausgelassene Sinnlichkeit aus, welche von einer reineren Bedeutung immer mehr absah, und in ihrer überwuchernden Ueppigkeit schon den Regierungen des frühen Alterthums, besonders aber den römischen Staatsmännern zu gewissen Zeiten vieles zu schaffen gab. Ähnliche Erscheinungen sehen wir übrigens noch heute hinter der ascetischen Schwärmerei gewisser religiöser Sekten einherschreiten. Nie jedoch verlor sich ganz die ursprünglichere, mehr an die Erscheinungen der äußeren Natur sich anschließende Gestirnverehrung aus dem bacchischen Kultus, eben so wenig als das Gedächtniß einer wirklich einst mit diesem Dienste verbundenen neuen Kulturstufe. Im Geleite dieser Erinnerungen errang inst, obwohl vielleicht nach längeren Wirren und Kämpfen, der mor-

che, mußte Bacchus bald zu dem Ansehen der übrigen höheren Götter gelangen, und die Zahl sieben zog sich dabei in kenn=

genländische Gott, den zweiten, niedrigeren Gipfel des Parnassus, und drang zu Delphi sogar in das Heiligthum des Apollo. Freilich erfolgte wohl nie dabei eine völlige Verschmelzung beider Gottheiten, was gewiß schon darum schwieriger gewesen wäre, weil der dunkel mystische und wieder so ausgelassene Dionysosdienst sich nur wenig mit der keuschen und nüchternen Verehrung des klaren und ernsten dorischen Gottes vertrug.

Ferner lassen diese Betrachtungen auch bereits ahnen, daß eine ausschließliche, bündige Spezialisirung der einzelnen Gottheiten des Alterthumes bei den verschiedenen Völkern und in gegebenen Zeitläuften jedenfalls sehr unrichtig, wenn nicht geradezu unmöglich wäre. Vielfach greifen die Machtbereiche dieser einstigen Herrscher ineinander, denn höchst vielfach, äußerlich selbst oft sehr verschieden, sind die Naturerscheinungen und die geistigeren Bezüge, deren Hinweise in der Persönlichkeit jeder besonderen namhaften Gottheit niedergelegt wurden. So treffen bereits in der egyptischen Götterkunde die mannigfaltigsten Ansichtsweisen in der Bedeutung des Osiris zusammen, wie wir z. B. aus der Abhandlung des Plutarch über Isis und Osiris ersehen können. Wir führen übrigens diesen Gott auch darum auf, weil der eben erwähnte Verfasser noch ganz besonders den griechischen Dionysos mit ihm in nächste Verbindung bringt. „Die Aegyptier, sagt Plutarch (l. c. § 34), zeigen an vielen Orten Osirisgrüfte, und die Delpher glauben, daß die sterblichen Ueberbleibsel des Dionysos bei ihnen in der Nähe des Orakels beigesetzt sind; die Geweihten bringen ein geheimnißvolles Opfer im Apollotempel, wenn die Thyiaden den Likuites erwecken. Daß die Hellenen den Dionysos für den Herrn und Schöpfer nicht nur des Weines, sondern der gesammten feuchten Natur halten, dafür ist Pindaros ein vollgültiger Zeuge, indem er sagt:

Denn der wonnegebende Gott pfleget der Baumpflanzung Gedeihn,
Zum Lichtglanze des Spätjahrs.

Deßhalb ist auch den Osirisdienern verboten, einen Fruchtbaum zu beschädigen, oder eine Wasserquelle zu verschütten."

Osiris aber, so gut wie Dionysos, wurde nicht bloß als das Prinzip des Urfeuchten, sondern auch wieder als eine Sonnengottheit verehrt (l. c. § 52); ferner ward auch er als Verbreiter edlerer Gesittung durch Ackerbau und Gesetze, wie durch Gesang und

zeichnender Weise durch die ganze Anordnung seines Kultus. Auf mehrern Bildwerken in halberhabener Arbeit und anderen

---

Musik angesehen (l. c. § 13). Und dann sehen wir diesen Gott wieder mit dem geheimnißvoll befruchtenden Mondlichte in Verbindung gebracht (§ 41). Auch ward er sogar der König der Unterwelt genannt (§ 79). Treffend in mancher Beziehung und schön drückt sich nun Parthey, ein neuer Uebersetzer und gewiegter Commentator der gedachten griechischen Schrift über diese Vieldeutigkeit aus: „Möchte nun anfangs, bemerkt er, ein Erklärer der Plutarchischen Abhandlung vor einer so argen Verwirrung zurückschrecken, so muß er sich bei dem Gedanken beruhigen, daß eben nebelhafte Verwirrung und schillernder Wechsel der Gestalten das wahre Element aller Mythologie sei, und daß es ein vergebliches Bestreben wäre, die Angaben des Plutarch unter sich — geschweige denn mit den übrigen Mythologieen bei Herodot, Diodor u. a. in vollständigen Einklang zu bringen. Sobald die Mythologie aus der Unklarheit heraustritt, alsobald hört sie auf Mythologie zu sein; sie zerfällt in Geschichte und Philosophie. Das aber kann von dem Erklärer angestrebt werden, daß er die schriftlich aufbewahrten Mythen mit den Darstellungen der Monumente vergleiche, um eine nähere Verbindung zwischen Wort und Bild herbeizuführen.“ (Plutarch, über Isis und Osiris, nach neuverglichenen Handschriften, mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben von Gustav Parthey. Berlin 1840. Einleitung, S. X). — Allerdings darf doch auch gerade nicht bloße willkürliche oder zufällige Laune und abenteuerliche Zerfahrenheit aller religiösen Begriffe bei den obigen, wenn gleich anfangs überraschenden Zusammenstellungen zur Erklärung angerufen werden. Was zunächst den scheinbaren Widerspruch zwischen Feuchtigkeit und Sonnenlicht in der gemeinsamen Deutung beider hier beregter Gottheiten anbelangt, so muß derselbe sogleich bei dem Hervortreten des tiefer liegenden Momentes verschwinden, welches von vornherein dem Wesen des Osiris und demjenigen des Dionysius zu Grunde lag. Bei Osiris, ganz besonders, ließ sich von jeher ein thätiges, schaffendes, befruchtendes Prinzip nachweisen, welches dabei, einem ebenfalls thätigen aber zerstörenden Prinzip, dem Typhon gegenüber, als ein freundliches und wohlthuendes erscheint. Wie sollte aber in Egypten, bei den wundersamen, segensvollen Wirkungen des Nils, die Bedeutung des Osiris nicht vorzugsweise in dem Begriffe eines schöpferischen Urfeuchten hervortreten; und darf es noch befremden, wenn dagegen die alles dort versengende Sonnenglut

alten Denkmälern, besonders auch auf der schönen goldenen Patera, welche 1774 zu Rennes gefunden und im National-Musäum aufbewahrt wird, sieht man diesen Gott nebst sechs Gefährten, zu welchen er den siebenten bildet.

„Auch in dem Städtchen Bacharach, am Rheine, haben sich Ueberreste des Bacchusdienstes und der damit verbundenen religiösen Gebräuche erhalten. Dort ernennen zur Zeit der Traubenlese die Weingärtner unter sich einen Ausschuß, welcher die Anordnung des jährlichen Bacchusfestes zu besorgen hat, sodann über alle Verstöße gegen die herkömmlichen Gebräuche erkennt und die Betroffenen mit Strafe belegt. Dieser Ausschuß besteht aus sieben Mitgliedern, welche die sieben Trinker oder sieben guten Gesellen heißen. (Statistique générale de la France, département de Rhin et Moselle, p. 102).

ebenfalls dem bösartig entgegenwirkenden Ungethüme, dem Typhon, zugeschrieben wurde?

Indessen blieb auch dort die freundlichere Thätigkeit der Sonne in anderen Zeiten des Jahres nicht ohne dankbare Anerkennung; auch sie wurde daher in die vielfache Deutung des Osiris mitaufgenommen. Wie sollte sie aber alsdann nicht um so mehr noch in dem allgemeinen, schaffenden und befruchtenden Prinzip des Dionysos zum Ausdrucke kommen, besonders als die Verehrung dieses Gottes in dem milderen Klima von Hellas und sogar unter den so sehr der Sonne bedürftigen Himmelsstrichen des Abendlandes Verbreitung fand?

Viele derartigen Beispiele und Erläuterungen könnten wir noch beibringen; aber das Bisherige genüget schon von der Annahme zurückzuhalten, als hätten die Völker des Heidenthums, bei angestammter Pietät für ihre Gottheiten, jeder derselben zu gleicher Zeit klarbewußte, festumrissene Einzelbegriffe unterlegt. Bietet doch auch gerade der Zug schwankender Vieldeutigkeit eine Hauptursache, warum sich zu jeder Zeit die Götterkunden jener Völker zu gegenseitiger Durchdringung und leichter Vermischung offen stunden. Freilich wollen wir dann auch nicht gesagt haben, daß z. B. an verschiedenen Tagen des Jahres oder an besonderen Verehrungsstellen die eine oder die andere Bedeutung und Verrichtung jeder einzelnen Gottheit ganz besonders in den Vordergrund treten konnte. G. M.

„Zu Vitry, bei Paris, feierte man zu derselben Zeit des Jahres ein Fest mit ähnlichen Gebräuchen; der Ausschuß, welcher die Beobachtung des althergebrachten Ceremoniells überwachte, bestand ebenfalls aus sieben Weingärtnern, welche die sieben Weisen genannt wurden. Noch heißt das Ortviertel in der Richtung von Paris faubourg de Bacchus.

„Aber auch die verschiedenen Sankt Dionysien der Legende sind von sechs Gefährten begleitet, zu welchen sie selbst den siebenten bilden. Einer dieser Heiligen, der unter dem Namen Sankt Dionysius der Epheser bekannt war, hatte sechs schlafende Gefährten. Der heilige Dionysius von Tivoli war einer der sieben Bitonaten. Sankt Dionysius der Phönizier und ein anderer, genannt der Fürsorger (? le Pourvoyeur), gehörten jeder zu einer Genossenschaft von sieben Personen. Und endlich Dionysius, der Schutzheilige von Paris, zählte unter die sieben Bischöfe, welche miteinander nach Gallien gekommen sein sollten.

„Aber noch andere Uebereinstimmungen lassen sich beibringen: Die vorzüglichsten Gegenstände der Verehrung des letztgenannten Heiligen, in der Abtei seines Namens, waren ein Grab und ein Haupt, beide sehr geschmückt und reich eingefaßt. Und auch im Tempel zu Delphi drehte sich der Dionysiusdienst ganz besonders um diese beiden Gegenstände. An jedem dieser Orte war der bezügliche Angebetete gemartert worden, weil er die Einführung eines neuen Gottesdienstes versuchte: Der Heilige ward durch die heidnischen Gallier enthauptet, der Gott durch die Titanen. [1]) Das

---

[1]) Die in unserer vorausgehenden größeren Anmerkung enthaltenen Betrachtungen über die ineinander zerfließenden Charaktere einzelner Gottheiten, erlauben uns auch nicht die symbolischen Bedeutungen des losgetrennten Hauptes und des Grabes ursprünglich mit einer

Haupt des Heiligen wurde sorgfältig aufbewahrt; dasjenige des Gottes wurde von Minerva aufgehoben, welche es dem Jupiter überbrachte. (Siehe die Legende des heil. Dionysius und das Dictionnaire mythologique von Noël, Bd. I, S. 146).

„Daß das Grab des Dionysius in Delphi verehrt wurde,

---

ausschließlichen, als solche fest umrissenen Sonnengottheit in Verbindung zu setzen. Indessen sind wir doch so ziemlich geneigt die Entstehung und Entwickelung obiger Symbole noch ganz besonders mit dem Wesen der Sonne und ihren jährlichen Phasen in Beziehung zu bringen. Die Verstümmelung, welche nicht selten in der endlichen Lostrennung des Hauptes ihren Ausdruck fand, weiset alsdann auf das Abnehmen und Absterben der Sonnenkraft hin, nachdem dieselbe ihren höchsten Punkt im Sommer erreicht hat. Das Grab ist die Ohnmacht und Verborgenheit der Sonne im Winter; mit dem angehenden Frühling feiert dieses Gestirn seine Auferstehung. Leicht durfte auch der Kopf, als Sitz des Geistes, welchen die Alten sich so gerne als eine Lichtsubstanz dachten, vielleicht aber selbst in Folge seiner runden Gestaltung schon als das entsprechendste Bild der Sonne und als ein mit diesem Gestirn nahe verwandter und besonders von ihr abhängiger Körpertheil angesehen werden.

Auch die Erzählung von einem Haupte, welches bei der Grundlegung des Kapitols, unter den hetrurischen Tarquiniern, sollte gefunden worden sein, und jenem Gebäude den Namen gab, könnte leicht mit einem schon früher dort gefeierten Sonnenkultus zusammenhängen. Hatte doch der sabinische König Tatius, im ursprünglichen, sabäischen Geiste seines Stammes, welcher als ein eigentliches Hirtenvolk vorzugsweise Gestirndienst übte, der Sonne und dem Monde Tempel gebaut, und einer der Sonnentempel aus jener Zeit befand sich ohne Zweifel unter den zahlreichen Kapellen oder Tempeln, welche Titus auf der Anhöhe errichtete, wo sich später das Kapitol erhob.

Die religiöse Erinnerung an jenes sagenhafte Haupt scheint übrigens zu keiner Zeit ganz erloschen zu sein. Wir sind ferner ziemlich geneigt das noch heute in Rom aufbewahrte, angeblich ächte Abbild von Christi Angesicht, welches, ein losgetrenntes Haupt vorstellend, sich auf dem sogenannten Schweißtuche der heiligen Veronika befindet, mit jenem Kopfe des Kapitols, oder etwa auch mit einem Bacchus- oder Osirishaupte in eine gewisse Folgeverbindung zu bringen.

bezeugt Plutarch in seiner Abhandlung über Isis und Osiris, § 34. [1]) (Siehe auch Clavier, Notes sur Apollodore, Bd. II, S. 375.) zu Delphi und bei den Methymnäern, wurde Bacchus durch ein Haupt vorgestellt, weßhalb er auch den Namen Kephallän trug. (Euseb. Chronic. lib. 2; Pausanias, Phoc. Kap. 19.) Im Schatzgewölbe der Abtei Saint-Denis, im dritten Schranke, konnte man das Haupt des Heiligen sehen; man nannte es le chef de Saint-Denis.

„Aeußerst merkwürdig ist aber auch der Umstand, daß in demselben Schatzgewölbe, im vierten Schranke, ein kostbares Gefäß aus morgenländischem Agate aufbewahrt wurde, dessen halberhabene Arbeiten sämmtliche zu Festen und Geheimdiensten des Bacchus gehörigen Gegenstände vorstellten. Dieses höchst werthvolle Gefäß befindet sich heute im Musäum der Alterthümer zu Paris. Unter den darauf vorgeführten Gegenständen findet man auch, auf einem Säulenstücke, das Haupt des Bacchus Kephallän, und zwischen ihm und dem Säulenstücke das Pantherfell, welches den Gott kennzeichnet.“ (Dulaure fügt seinem Werke verschiedene Zeichnungen dieses Gefäßes bei.)

„Heute kann die Entfernung zwischen Delphi und Paris nur noch einen leeren Einspruch bilden. Im zweiten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung verbreiteten sich bekanntlich fast alle Götterverehrungen des Morgenlandes über das römische Reich. Der Mithradienst kam aus Persien über Rom bis nach Gallien, nach Paris herüber. [2]) Auch die Sekten des

---

[1]) Das Grab des Dionysos, sagt Parthey (l. c. S. 228) wird noch genauer bezeichnet von Cyrillus in Const. S. 11. b. Spanh. *Περσεὺς Διόνυσον ἀναιρεῖ, παρὰ τὸν χρυσοῦν Ἀπόλλωνα.*

[2]) Neben dem Mithradienste kam auch der Cybelenkultus allenthalben zu großer Verbreitung. In unserem Elsaß hat Grandidier

Heidenthumes hatten ihre Verbreiter, ihre Sendboten, deren Eifer weder durch Gefahren noch durch große Entfernungen niedergehalten wurde.

„Noch ein namhaftes Zusammentreffen: Die Bacchusfeste welche, seit frühesten Zeiten und bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts, von den Weingärtnern bei Paris und zu Bacharach gefeiert wurden, und durch die Herbeiziehung eines Bacchusbildes, wie auch durch die obenerwähnte Ernennung von sieben überwachenden Personen sich kennzeichneten, fanden den 7ten und 9ten Oktober jedes Jahres statt. Nun trifft es sich, daß die Geistlichkeit zu Paris alljährlich in der Kirche zum heiligen Benediktus [1]) am siebenten Oktober das Fest eines eigentlich ganz unbekannten, heiligen Bacchus feierte, und der 9te auch heute noch dem Feste des heiligen Dionysius gewidmet ist.

„Wir wollen deßwegen doch nicht, fügt Dulaure schließlich bei, durchaus die geschichtliche Existenz eines Dionysius ge-

---

diesen Letzteren in der Gegend von Zabern nachgewiesen. Aber auch der Bacchusdienst stand mit der Cybelenverehrung in nächster Verbindung: „Der Sabazische Bacchusdienst, sagt Böttiger (Kleine Schriften, Bd. I, S. 30), entsprang aus dem Dienste der phrygischen Cybele, eine Bemerkung, die, seit Heyne dieß in der Vorlesung de religionibus et sacris cum furore peractis in Comment. Soc. Gott. Bd. VIII aus dem Strabo so deutlich gezeigt hat, Niemanden mehr fremd sein kann. Cybele war ἣ κροτάλων τυπάνων τ' ἰαχή, σὺν τε βρόμος αὐλῶν Εὐ ἅδεν, Homerid, Hymn. XVII, 3. Mit dem Bacchusdienst ging also auch die Flöte zu den Griechen über.“ G. M.

[1]) Diese Kirche, welche in der Nähe der früher mit Reben bepflanzten Höhe liegt, die den Namen der heiligen Genovefa trägt, wird auch in einer Schenkungsurkunde wirklich mit dem Namen des heiligen Bacchus belegt. (Dulaure). — Bei Gelegenheit des Jahresfestes dieses Heiligen machen wir ebenfalls auf das Zusammentreffen mit dem siebenten Weinmonat aufmerksam. (G. M.)

läugnet haben, welcher einst in Paris das Evangelium gepredigt und dort durch Enthauptung den Tod gefunden hätte. Aber gerade der geringe Erfolg seiner apostolischen Bestrebungen durfte leicht jene unbestimmteren Erinnerungen hinterlassen haben, die ein so günstiges Feld für die Ergehungen des Aberglaubens bildeten. Die Gleichheit der Namen konnte zuerst die Verwechselung mit dem Weingotte veranlaßt haben und bald versetzte sich dann die Verehrung des Heiligen mit allerlei mythischen Momenten und Gebräuchen aus dem Dienste des Bacchus.

„So wandelten die Bewohner der Insel Rügen einen christlichen Heiligen, Sankt Vitus oder Veit, in eine heidnische Gottheit um und nannten dieselbe Suantovitus.“ (Elias Schedius, de Dis de germanis, singrammata N°. 3. Kap. 12; S. 502.)

Wir haben somit die vergleichenden Untersuchungen des gelehrten Dulaure in ihrer ganzen Länge mitgetheilt, indem unsere eigenen Erläuterungen zu der oben erwähnten elsässischen Sage doch immer wieder die von dem französischen Schriftsteller hervorgehobenen Punkte, zu hinlänglicher Bestätigung unserer Behauptungen, in ungefähr gleicher Ausführlichkeit hätten beibringen müssen. Wird es aber jetzt noch Jemanden wundern, wenn wir ohne weiteren Anstand, auch an dem oben bezeichneten elsässischen Orte das Auftreten eines heiligen Dionysius nur durch den Vorgang des Bacchus herbeigeführt annehmen, und diesem Letzteren sogar eine Altarstätte an der Stelle der später errichteten Kapelle zuerkennen wollen? Ist doch längst bekannt, daß im Elsasse, so gut wie im übrigen Rheinthale, der Rebbau schon unter der römischen Herrschaft betrieben wurde. Auch durfte es nicht bloßer Zufall sein, daß die fragliche Oertlichkeit gerade in dem vorzüglichsten

Rebgelände eines Dorfes sich befindet, welches im ganzen Elsasse wegen der Güte seines Weines ausgezeichnet wird.

Uebrigens berührt unsere elsässische Sage noch ein besonderes Verhältniß, welches, unseres Wissens wenigstens, bis jetzt noch nicht in einer Verbindung mit dem christlichen Heiligen hervorgehoben wurde, aber noch ganz eigens zur Feststellung unserer Ansicht berufen ist. Es ist gewiß nicht uninteressant hier in beschränkterer, örtlicher Beziehung wieder jenem kulturbegleitenden Momente der Bewältigung bisher ungebändigter, urnatürlicher Kräfte zu begegnen, welches in halb sinnbildlicher, halb realer Weise auch den alten Mythus des Segen und edlere Gesittung spendenden Dionysos schon bezeichnete, und sowohl in der Zähmung der an den Siegeswagen gespannten Löwen und Panther, als in der glücklichen Bekämpfung und Vertilgung der auch in unserer elsässischen Sage vorkommenden Schlangen seinen nächsten Ausdruck fand.

Und nun wollen wir noch, eine kurze Weile, in beschaulicher Rast auf das freundliche und bescheidene Thal zurückblicken, über welches die kritische Folgerung mit einem Male eine neue, freudig überraschende Bedeutung für uns verbreitet! An dem abgelegenen Orte gemüthlichen Stilllebens dehnet sich nun für uns eine ganze Welt geschichtlicher Erinnerung, und durch die liebliche, vogelheimische Einsamkeit wehet plötzlich jetzt, mit seltsam bewältigendem Gruße, der alte weltberühmte Geist von Hellas und Rom. — Aber der holde Dämon dieses Ortes, welcher längstens mit uns in traulichem Verkehre gestanden: wie lächelt er nun so schalkhaft und liebevoll, wo er endlich als freundlicher Gott Dionysos im enthülleten Glanze seiner weichen und milden Jünglinsschöne

vor uns hintritt! — Da gesellet sich auch jener sympathische römische Sänger des Landbaus und der Aeneis wieder zu uns, jener zarte, reine Dichter, den wir schon lange fast wie einen edleren Freund lieben. Und siehe! schon belebt sich das heimathliche Thal unter dem Zauberstabe des herrlichen Sängers! Goldener Abendglanz legt sich auf die nachbarlichen rebenbekränzten Hügel. Aber im Thale wird's immer lauter: ist's nicht dumpf erbrausendes Cymbelgetön, mit schrillem Pfeifenklange vermischt, was von drüben immer näher und näher einherschallt! — Männer, Frauen und Kinder, grünumlaubte Stäbe schwingend und theilweise mit zottigen Thierfellen vermummt, kommen in lustigem festlichem Zuge herbei. Plötzlich erhebt sich auf dem Bacchusaltare ein hastig erflackerndes Feuer,

.... da springen beim Becher auf weichen
Rasen sie fröhlich umher und über geölete Schläuche,
Scherzen in kunstlos freiem Gesang mit entfesseltem Lachen.
Grauen erregend vermummt in Gebild aus gehöhleter Rinde,
Rufen sie, Bacchus, dich an mit fröhlichen Liedern: dich ehrend
Hängen bewegliche Larven sie auf an erhabenen Fichten.
Dann von reichem Ertrag strotzt rings das gesegnete Weinland.
Fülle gedeiht in der Höhlung des Thals, in den Tiefen der Schluchten,
Und wo irgend der Gott hinwendet das strahlende Antlitz.
Laßt uns denn nach Gebühr mit heimischen Liedern der Väter
Singen des Bacchus Lob, darbringend die Schalen und Kuchen.
Dann soll am Horne geführt der geweihete Bock am Altar stehn:
Und wir rösten das fette Gekrös an Spießen von Hasel.

Unter diesem Jubel bricht endlich die Dämmerung herein; einzelne Sterne blicken schon in ihrer ewigen Ruhe vom ungetrübten Himmel hernieder, und geheimnißvolles Dunkel webt

bereits in den tieferen Gründen des Thales. Auch die Flamme des Altars versinkt nach und nach in dampfender Glut. Aber oben auf der felsigen Anhöhe des nahen Horns erblitzen jetzt wirr durcheinander jagende Fackeln und eine mächtige Flamme schlägt dort mit einem Male weitausstrahlend zum nächtlichen Himmel empor. Immer rascher rufen Cymbel und Pfeife zur Wonne des athemlosen Tanzes, immer lauter erschallt das Evoe unterm Schwingen der gefüllten Becher!

Wir wenden uns nun, am wieder aufgegriffenen Stabe kritischer Forschung, nach einem Dorfe, welches nur eine Stunde von der Dionysenkapelle entfernt liegt. Es heißt Scharrachbergheim, und lehnt sich, in einer ziemlichen Höhe, an den Scharrach, den höchsten unter den allenthalben mit Reben bepflanzten Hügeln, deren Gruppe sich zwischen beiden hier besprochenen Oertlichkeiten hinzieht. Längst dienet die Kirche dieses Dorfes auch zum Gottesdienste der Protestanten, welche übrigens die große Mehrzahl der dortigen Einwohnerschaft bilden; dennoch geschieht es auch heute zuweilen noch, daß katholische Bewohner der Umgegend kleine Wallfahrten nach dem besagten Gotteshause unternehmen, besonders wenn sie oder Eines der Ihrigen von einem andauernden oder schweren Kopfleiden heimgesucht sind. Nun trifft es sich, daß der Schutzheilige jenes Ortes Johannes der Täufer ist, welcher bekanntlich, ebenfalls einst wie Dionysius, enthauptet wurde. Allenthalben in der christlichen Welt war seit den frühesten Zeiten das Ansehen dieses Heiligen höchst bedeutend, und es kann sogar mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß Johannes der Täufer noch in ganz besonders häufigem Maße seine Verehrung einem

früheren vorwiegenden Sonnenkultus unterschob. Allerdings mußte derjenige, von welchem noch Geiler sagte, daß er „gesetzt ist über alle heyligen und hatt die allerhöchste statt im Himmelreich, ußgenommen Maria die muter Gottes," noch ganz besonders zur Ersetzung einer so reinen und großen Gottheit wie die Sonne berufen sein. Zugleich aber fiel sein Fest mit der alten Sunnenwende oder Sungicht zusammen, wo die Sonne, nachdem sie ihren Höhepunkt am Himmel erreicht hat, wieder sinken muß; heißt es doch „daß, so wie die Sonne um jene Zeit nicht mehr weiter empor steigen kann, so konnte auch Johannes nicht mehr werden als der Vorläufer des Messias; dieser mußte, nach Johannis eigenen Worten, wachsen, er selbst aber abnehmen." [1])

Mit diesen Betrachtungen bringen wir auch das erwähnte Moment der Enthauptung, als Ausdruck der so eben in christlichem, wie in naturalistischem Sinne beregten Abnahme, in eine nähere Wechselbeziehung. Auch die Kirche widmete demselben noch einen besondern Gedächtnißtag, und es ist dabei vielleicht kein bloßer Zufall, daß diese Feier nur um einen Tag hinter dem Abschlusse der sogenannten Hunds- oder Siriustage erfolgt, wo die Sonne bereits in merklicher Weise von ihrer Wärme verliert und die Abnahme der Tage schon etwas auffallender wird. In Scharrachbergheim ward einst das kirchliche Gemeindefest vorzugsweise sogar auf diesen Tag verlegt.

Johannes übrigens, dem einst, wenn auch nur mittelbar, Weiber, worunter ein tanzendes, Ursache des Todes waren, konnte vielleicht sogar manchen früheren Heiden an Orpheus, den Sonnenpriester mahnen, welcher einst,

---

[1]) Siehe im vorigen Jahrgange der Alsatia die Besprechungen des Johannisfestes von L. Schneegans und August Stöber.

der Sage nach, von Frauen, die in rasendem Tanze sich schwangen, getödtet und des Hauptes beraubt wurde. Obgleich wir eine solche Vergleichung nicht besonders betonen wollen, so dürfte sie zuletzt doch nicht allzu abenteuerlich erscheinen.

Jedenfalls aber sind wir noch weit mehr geneigt am hier beregten Orte das einstige Bestehen einer Sonnenverehrung anzunehmen, wie sie, noch vor den Zeiten des griechisch-römischen Einflusses, ganz besonders bei dem celtischen Stamme, welcher früher auch das Elsaß ausschließlich bewohnte, im Schwange ging. Die runden glühenden Scheiben, z. B., welche noch heute in jener Gegend, am Fastnachtsonntage oder am Johannisfeste, unbewußter Weise als ein Bild der Sonne von den verschiedenen Anhöhen geschleudert werden, [1]) scheinen einen Ursprung zu haben, welcher noch über die Zeit der römischen Herrschaft zurückgeht; lassen sich doch solche sinnbildliche Gegenstände und Gebräuche auch in Gegenden nachweisen, welche zu keiner Zeit den Imperatoren am Tiberflusse gehuldigt hatten.

Und nun begegnen wir, abermals in geringer Entfernung von der Dionysenkapelle, im Städtchen **Molsheim**, einem dritten Heiligen, dessen Verehrung während des Mittelalters sehr verbreitet war, und dessen hohes Ansehen gleichfalls mit vorausgehenden Sonnen- oder Naturmythen in Verbindung gedacht werden muß: wir nennen den **heiligen Georg**. Wie auch **Ring** in seiner jüngst in zweiter Auflage erschie-

[1]) Am **Johannistage namentlich vom Scharrach**. — Hier gelegentlich auch, in diesem letzteren Worte, eine noch völlig ungelöste Aufgabe für kundige Etymologen. Das Wort scheint uns einstweilen eher einen celtischen als einen germanischen Ursprung zu besitzen.



nenen Abhandlung über diesen Heiligen bemerkte, [1]) ist die bekannte Drachensage nur der alte Sonnenmythus des Perseus und der Andromeda. Auch Apollo bekämpfte siegreich ein schlangenartiges Ungethüm, und derartige Ungeheuer stellten bekanntlich zunächst die schädlichen Erddünste vor, welche durch die Strahlen der Sonne besiegt und zerstreut wurden. Wir erinnern zugleich wieder an Dionysos und unsere obige Schlangensage. Lange auch nach der Zeit, wo das Christenthum dem heiligen Georg eine ethischere Bedeutung zugelegt hatte, wurden in Kleinasien noch Amulette mit dem Bildnisse dieses erkorenen Kriegers getragen, welche, namentlich bei Verwundungen, gegen die verderblichen Einwirkungen von verpestenden Fauldünsten schützen sollten.

Uebrigens noch vor der Verbreitung der Drachensage, welche eigentlich erst im 11ten Jahrhundert, während der Kreuzzüge, in's Abendland herüberdrang, scheint der bereits als Märtyrer hochgepriesene Heilige eine enge Beziehung zu einer früheren Sonnen- oder Frühlingsfeier, zu der Verehrung eines höheren, wohlthätigen Prinzips im Sinne der alten Welt, besessen zu haben. Bei Georg zumal, wie bei Dionysius, ganz dieselben verdächtigen Widersprüche hinsichtlich des eigentlichen Schauplatzes und der Zeit des Lebens und des Todes. Bei ihm auch dieselben Streitigkeiten über die Aechtheit der nach ihm

---

[1]) Quelques notes sur les légendes de Saint-George, par *Maximilien de Ring*. Nouvelle édition. Strasbourg, chez Salomon, libraire éditeur. 1850. — Dieses kleine Werkchen bildet einen höchst beachtenswerthen Beitrag zur Behandlung religiöser und mythischer Geschichte des Mittelalters. Indem wir es hiermit der Aufmerksamkeit aller derjenigen empfehlen, welche für diese Seite neuerer Forschung nicht ohne Interesse geblieben, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, recht bald noch mehre Spezialabhandlungen derartiger Stoffe, und zunächst von dem geehrten Verfasser obiger Monographie selbst, zu besitzen.

benannten, in verschiedenen Kirchen aufbewahrten vollständigen Reliquien, neben welchen noch einzelne Gliedmaßen an anderen Orten dem Heiligen zugeschrieben wurden.[1]) Dann aber auch ein mit Enthauptung endigendes Märtyrthum, und, was noch vorzugsweise zu bemerken ist, Spuren von besonderer Verehrung eines Hauptes und eines Grabes.

Die im Abendlande am gangbarsten gewordene Legende Sankt Georgs, welche einen römischen Kriegstribunen von edler Abkunft und ausgezeichneter Schönheit aus ihm machte, bietet ferner einen andern Umstand, welchen wir nicht als eine bloße Zufälligkeit ansehen möchten. Gerade die heftigsten Widersacher und Peiniger des Heiligen, und an ihrer Spitze der Kaiser Diocletian selbst, werden als besonders eifrige Verehrer des Apollo geschildert, und suchen mit allen Mitteln der Ueberredung und der Gewalt den frommen Jüngling zu einer Huldigung vor dem Altare des heid-

---

[1]) Hier finden wir uns auch gleich zu einer nicht uninteressanten Mittheilung veranlaßt, welche sich ebenfalls auf eine elsässische Oertlichkeit bezieht, und zwar auf eine solche welche nur anderthalb Stunden von Straßburg entfernt liegt. Unter den handschriftlichen Anmerkungen, in einem auf der Straßburger Stadtbibliothek aufbewahrten Exemplare von Bernegger's Descriptio particulae territorii Argent. 1675, befindet sich auch folgende auf das Dorf Pfulgriesheim bezügliche Angabe: „Hat eine schöne Kirch zu Skt Georg genennet, so die Kirch zu Pfetzheim zum Filial hat. Dieser Skt Georg liegt auf der Kirch in einem Trog, gegen welchen hiebevor allerhand Krankheiten halben viel Opfferungen geschehen sind." — Sollte nun auch diese kaum gekannte kleine Oertlichkeit dereinst die Ehre einer vollständigen Reliquie des berühmten, hochgefeierten Heiligen beansprucht haben? Wir wären jedoch eher noch zu der Annahme geneigt, als hätte es sich hier ursprünglich von einer weniger bedeutenden Reliquie des Heiligen, vielleicht sogar von einem bloßen Grabbilde desselben gehandelt, wobei das örtliche hohe Ansehen allenfalls auch durch einen früheren heidnischen Vorgang bedingt gewesen wäre.

nischen Gottes zu bewegen. Georg hingegen zwingt zuletzt den stolzen Gott sogar zum Geständnisse daß er nur ein höllischer Dämon gewesen. Gerade die legendarische Hervorhebung dieses ganzen Verhältnisses scheint uns darauf hinzuweisen, daß es dieser Heilige war, welcher zunächst den Apollo verdrängte.

Auch lassen wir keineswegs den merkwürdigen Umstand unbeachtet, daß das Fest des heiligen Georgs von jeher in den Eingang des Frühlings, die ungefähre Osterzeit, fiel, wie einst der Geburtstag des Apollo am siebenten des Frühlingsmonates gefeiert wurde. Dies leitet ebenfalls darauf hin, daß Georg noch ganz besonders an die Stelle des im Lenze mit jugendlicher Kraft sich neu aufschwingenden Sonn- oder Frühlingsgottes kam, welcher mit siegreichen Strahlenpfeilen die traurigen Schatten des Winters und alle schädlichen, faulen Moordünste nach langer Regenzeit zerstreute. Diesen naturmythischen, streithaften Charakter des Frühlingsgottes, prägte aber die Legende später in ein geweihtes christlich ritterliches Ideal um, namentlich in den Zeiten der Kreuzzüge, wo die Sage von der heldenhaften Bewältigung des Drachen und der romantisch damit verbundenen Befreiung der Königstochter die abendländischen Streiter mit einer besondern Vorliebe für jenes glänzende Vorbild erfüllte. Von jener Zeit an, blieb der heilige Georg, neben dem heiligen Michael — einem abermaligen göttlichen Streiter — der Patron der Krieger und des Ritterthums.

Ist es nun aber mehr als bloßer Zufall, wenn in den näheren Umgebungen der oben erwähnten Oertlichkeiten, im Städtchen Molsheim, Sankt Georg als Schutzheiliger auftritt? — Jedenfalls könnten wir leicht in den Verdacht eines allzu systematischen Verfahrens kommen, wenn wir auch das hier beregte Vorkommniß ganz unbedingt an einen früheren

örtlichen Sonnenkultus knüpfen wollten. Wir kennen eben so gut als irgend Jemand den verfänglichen Charakter des Gebietes, auf welchem wir uns bewegen, und wissen längst wie leicht eine gewisse Kühnheit sich in die Schlingen verlockender Hypothesen verliert. Uebrigens dürfte ja der eben erwähnte, ritterlich streithafte Charakter Georgs alleine schon hinreichen um das Auftreten dieses Heiligen an vielen Stellen des Abendlandes zu erklären; wahrscheinlich nur um dieser letztern Eigenschaft willen sah sich derselbe zum Schutzherrn mancher Städte, ja selbst ganzer Länder, wie England, Arragonien und Portugal erhoben. Auch frugen wir uns eine Weile, ob das Auftreten des erwähnten Heiligen in Molsheim, nicht etwa aus dem Umstande hergeleitet werden könnte, daß während langer Zeit das besagte Städtchen einen Hofsitz der mächtigen, reisigen Bischöfe von Straßburg und zugleich den Vereinigungspunkt für einen beträchtlichen Theil der niederelsässischen Ritterschaft abgab. Indessen müssen wir hierbei gleich aufführen, daß Georg schon sehr frühe als Schutzheiliger daselbst vorkommt, und sein Erscheinen sogar in eine Zeit hinaufzugreifen scheint, welche noch jenseits der Kreuzzüge liegt. Denn nicht blos fanden wir die Molsheimer Pfarrkirche unter seinem Namen bereits in einer bischöflichen Urkunde vom Jahre 1345; aber unser Freund, der tüchtige Archivar Ludwig Schneegans, lenkte unsere Aufmerksamkeit auch auf ein Siegel des erwähnten Städtchens, welches nach einer noch viel früheren Epoche hinweist. Die Fertigung dieses Siegels selbst geht freilich nur um ein Jahrhundert der obigen Urkunde voraus; aber dabei bietet es den für uns höchst seltenen und merkwürdigen Umstand einer Darstellung Georgs als Märtyrer, während von den Kreuzzügen herab überall wo kein älteres Herkommen das Gegentheil bestimmen konnte,

der Drachenkampf so gut wie alleinig zum bezeichnenden Momente des erwähnten Heiligen wurde. Das beregte Siegel führt nun Georg auf das Rad geflochten vor. Somit könnte aber dieses Siegelbild auch nach einer Epoche hindeuten, wo die heidnischen Erinnerungen an jenen Sonnen- und Naturkultus, den wir in den nächsten Umgebungen nachwiesen, noch höchst lebendig gefunden wurden und daher — warum sollten wir nicht wenigstens die Möglichkeit aussprechen? — noch ganz besonders im Stande waren die Aufstellung des fraglichen Heiligen an jenem Orte hervorzurufen. Wir läugnen auch nicht, daß es uns etwas auffiel, gerade die namhaftesten Vertreter der drei wichtigsten und kennzeichnendsten Feste eines früheren Sonnenkultus, auf einem verhältnißmäßig so beschränkten Flächenraume zusammentreffen zu sehen: Georg erinnert an die jugendliche, streit- und sieghafte Auferstehung jenes Gestirnes im Frühjahr, Johannes an die Wirkungen der Sonne in ihrer höchsten sommerlichen Macht und nothwendig darauf erfolgenden Abnahme, Dionysius folgt alsdann mit den Segnungen des Herbstes.

Doch, um es ausdrücklich zu wiederholen, nur mit gewissem Vorbehalte geben wir besonders denjenigen Betrachtungen hier Raum, die sich, in ganz speziell örtlicher Weise, auf das Vorkommen des betreffenden Schutzheiligen in dem zuletzt erwähnten Städtchen beziehen. Auch wollen wir uns jetzt keineswegs mehr über eine weitere geschichtliche Ansicht auslassen, nach welcher das örtliche Auftreten sämmtlicher hier vorkommender Heiligen, wie auch dasjenige griechisch-römischer Vorgänger, bereits durch das Vorhandensein eines früheren, und zwar celtischen Sonnen- oder Naturkultus bedingt gewesen wäre, in dessen verschiedene Hauptfeste die später eingeführten Ankömmlinge sich nach ihren eignen, hergebrach-

ten Charakteren zu theilen wußten. Wir brechen daher ab, nicht aber ohne sämmtliche hier aufgestellten Betrachtungen einer weiteren Berücksichtigung und Prüfung gewiegter Forscher anzubieten. Namentlich dürfte der letzte Entscheid in der hier verhandelten Frage eines nicht zufälligen örtlichen Zusammentreffens mythisch verwandter Heiligen noch ganz besonderen Vorschub durch den Nachweis ähnlicher, sorgfältig bestätigter Gruppen in anderen Gegenden erhalten.

Wie aber auch die endliche Erledigung unserer bis jetzt noch zweifelhafteren Punkte ausfallen möge, immer wird schon dasjenige in unserer Abhandlung, was wir bereits mit einer größeren Sicherheit darzubieten hofften, hinlänglich auf die Nothwendigkeit hindeuten, bei mythischem Studium der verschiedenen Gegenden niemals die Forschung nach früheren oder noch bestehenden Ortsheiligen zu umgehen. Wenn nun auch nicht zu läugnen ist, daß in manchen Fällen weniger bedeutsame Umstände, wie z. B. der Name eines Gründers oder der Tag der Stiftung die Wahl des einen oder des anderen Heiligen, als himmlischen Schützers, bestimmte, so dürften doch anderseits wieder manche geschichtlich beachtenswerthe Winke aus der angedeuteten Richtung erfolgen. Darum wäre es auch eine gewiß höchst willkommene Gabe, wenn die fleißigen Sagensammler der verschiedenen Länder möglichst vollständige Tafeln mit den Kirchen- Zunft- und Ordensheiligen der ihnen zugänglichen Gegenden veröffentlichen, und nöthigen Falles, alsdann die einzelnen Namen mit einer raschen Charakteristik der betreffenden Oertlichkeiten begleiten wollten. Bereits bekannte Sagen, welche die Herbeiziehung dieses oder jenes Heiligen in ihrer Weise zu erklären suchen, könnten ebenfalls mit kurzen Wor-

ten wiederholt, oder wenigstens mit dem Citat der bezüglichen Stelle in bereits vorhandenen Sagenwerken begleitet werden. Aber, wie angedeutet, schon die bloßen Namen dürften in manchem Falle den Forscher zu neuen Untersuchungen und Vergleichungen der verschiedenen Länder und einzelnen Gaue, zu neuen interessanten Entdeckungen hinführen.

X.

Das

Pfingstfest und der Roraffe

im Münster zu Straßburg,

ein

mittelalterliches Sittengemälde und Volksbild,

dargestellt

von

Ludwig Schneegans.

Das Pfingstfest und der Roraffe im Münster zu Straßburg.

Innig und unauflöslich verbunden mit den innersten und zartesten Saiten des menschlichen Gemüthes, gehet ein geheimnißvoller, höchst eigenthümlicher und auffallender, beinahe unbegreiflicher und unerklärlicher Zug durch unser Wesen, der, wie sehr er auch in dem grellsten Widerspruche zu stehen scheinet mit den heiligsten Regungen des menschlichen Geistes und Gemüthes, dennoch wieder, unmittelbar und naturgemäß, aus dem innigsten menschlichen Seelenleben hervorgehet.

Tief liegt in des Menschen Herzen ein namenloses, unendliches Bedürfniß nach Verehrung, nach geistiger Hingebung, Erhebung und Veredlung. Hinein geworfen, wie gewaltsam, von der Natur, in eine Welt, auf welcher Alles um ihn her unauflösbares Räthsel für ihn bleibet und Wunder; hineingeschlendert, ohne sein eigenes Zuthun, in eine Ewigkeit, in welcher er auf einen Augenblick nur erscheinet, um, schon den Augenblick darauf, wieder zu verschwinden, von der irdischen Schaubühne, fühlet der Mensch, in dem tiefsten Grunde seines Gemüthes, ein unnennbares Sehnen, ein unwiderstehliches Bedürfniß seine Ohnmacht und Dürftigkeit, Hülfe suchend, anzuschließen an eine höhere Macht, deren

wundervolles Wirken und Walten überall um ihn her und in ihm selbst sich kund giebt. Sehnend, liebend und hoffend blicket er auf zu den Sternen am nächtlich blühenden Himmel, und beseligende Lichtstrahlen strömen, von dort hernieder, in sein Auge und in sein Gemüth.

Ueberall wo jenes tief religiöse Bedürfniß sich geltend macht, entstehet aber auch, in dem Menschen, auf welche Stufe geistiger und gesellschaftlicher Ausbildung ein Volk gelanget sein mag, ein anderes, ebenfalls aus seinem innersten Wesen entstammendes Bedürfniß.

Dem Grundgesetze der menschlichen Natur gemäß, sucht sich jenes allgemeine, rein geistige und ideal-religiöse Gefühl zu concentrieren und zu verkörpern, und eine äußerliche, dem irdischen Auge sichtbare und erkennbare Form zu gewinnen. Vereint mit dem auf ähnliche Weise festgestellten positiven Glauben, entwickelt sich allmählig der Kultus, mit mehr oder weniger in das Auge fallendem Pomp und Gepränge; und an diesem, schon allein in seiner äußern Erscheinung, hänget sofort der menschliche Geist mit all seiner Liebe und Ehrfurcht; heilig wird ihm dann selbst die äußere, rein körperliche Form seiner Gottesverehrung.

Auf diesem neuen Standpunkte angelanget, schwelget nun der menschliche Geist im Vollgenusse des ihm gewordenen beseligenden Glückes. Nichts, keine Einwirkung von Außen, ist im Stande ihm die keusche Reinheit dieses Glückes zu trüben und, lange Zeit hindurch, genüget es ihm vollkommen.

Bald aber nahet eine Zeit wo die äußere Form und Erscheinung sich immer mehr in den Vordergrund dränget, und bei Vielen sogar gänzlich, die Stelle des innern geistigen Lebens vertritt, dem sie, ursprünglich, blos zum körperlichen Gewande und zur schützenden Hülle gedient hatte.

Allein auch dieser Zustand ist nicht von endloser Dauer. Wie lange derselbe auch den menschlichen Sinn gefangen halten mag, immerhin tritt einmal, früher oder später, ein Zeitpunkt ein, wo der Mensch sich seines Zustandes bewußt wird, und wo er sich sehnet, wäre es auch auf Augenblicke nur, sich frei zu fühlen von den Banden die ihn, wenn auch noch so beglückend, beruhigend und beseligend, umfangen. Und sodann ist es gleichsam als schwanke der menschliche Geist, sich selbsten unbewußt, bis er, mit einem Male, überschlägt in einen neuen, seiner bisherigen Verehrung schroff entgegenstehenden und widerstrebenden Zustand, in dem er sich hernach oft mit leidenschaftlicher, zügelloser Ausschweifung ergehet, als könne und müsse er, auf solche Weise, einiges Gleichgewicht zurückführen in seinen schwankenden, unbefriedigenden Zustand. Noch lebet zwar das Gemüth in dem durch jahrhundertjährige Ueberlieferung geheiligten Glauben und Kultus; nicht mehr kann aber der Mensch dem Bedürfnisse widerstehen zeitweise aus sich heraus zu treten, sich selbsten als Gegenstand seiner Beobachtung sich gegenüber zu stellen; und so kömmt dann eine Phase wo der menschliche Geist sich geneigt fühlet zum Spotte und zum Hohne gegen sich selbsten, ja bis zur Verhöhnung dessen was er, bis dahin, als das Erhabenste und Heiligste betrachtet und verehret hatte, und was er sogar immer noch als solches erkennet und verehret.

Tief verborgen schlummert, im menschlichen Herzen, dieser satyrisch-spöttische Grundzug gegen sich selbsten, seine eigenen Gefühle und Gedanken. Mit leidenschaftlicher, maßloser Uebertreibung ergreifet zumal die geistlose Masse des Pöbels diesen ihr unerklärlichen Umschwung der Dinge, und steigert sich sodann bis zur frevelhaftesten Ausschweifung.

Aus dieser Quelle entsprangen, namentlich, im Mittelal-

ter, die berüchtigten Narren- und Eselsfeste, und sämmtliche Volksfeste ähnlicher Art.

Selbst dann aber wieder, wenn, im Innern des Heiligthumes das Volk das bis dahin für Heilig gehaltene und die althergebrachten Gebräuche des Gottesdienstes verspotten und verhöhnen sieht, und seine Rolle mitspielet bei diesem Spott und Hohne; selbst dann noch kehrt es immer wieder zurücke, in gläubiger Einfalt, zu denselben Altären vor denen es, kaum einige Stunden zuvor, sich ergangen hatte in tolliger Lust und bei denen es sich den für die Kirche und ihre Diener beleidigendsten und schmachvollsten Mißbräuchen und Ausschweifungen hingegeben hatte. An derselben Stätte, wo, so eben noch, sein höhnisches Spottgelächter erschallte, sinket es dann aufs Neue nieder in den Staub und bekreuzet sich die Brust mit zerknirschtem, reuigem Herzen.

So sehen wir, namentlich, das Volk, das ganze vierzehnte Jahrhundert hindurch, in jenem in der allgemeinen, vorzüglich aber in der europäisch-christlichen Kirchengeschichte äußerst merkwürdigen und wichtigen Zeitabschnitte: noch gläubig zugleich und doch schon voller Zweifel und Spott; die von den Vätern überlieferten kirchlichen Gebräuche, aus angestammter Gewohnheit, noch verehrend und befolgend, zugleich aber schon dieselben verhöhnend, in einem Athemzuge.

Aus dem so eben bezeichneten, und ganz besonders im fünfzehnten Jahrhunderte vorherrschenden, höchst eigenthümlichen Grundzuge des menschlichen Gemüthes, entsprang auch der namenlose Unfug, welchen, mehrere Jahrhunderte hindurch, der sogenannte Roraffe, alljährlich am Pfingstfeste im Münster zu Straßburg ausübte; so wie auch die nicht weniger auffallenden und oft noch schandbarern Mißbräuche welche, bis gegen Ende des benannten Jahrhunderts, in derselben

Domkirche, bei Gelegenheit der, nach Wimphelings Zeugnisse, in wahrhafte Bacchanalien ausgearteten Nachtfeste, und dann auch wieder am Feste der unschuldigen Kindlein, bei Gelegenheit des Festes der Chorknaben, Statt fanden.

Die beiden letztern Feste sollen einmal späterhin besprochen werden. Für dieses Mal genüge die gewiß höchst merkwürdige Darstellung des Pfingstfestes und des Roraffen im Münster.

Noch ist zwar des Roraffen Name wohl bekannt in Straßburg; längst aber ist seine Geschichte und ist auch seine Bedeutung vergessen und verklungen im Volke. Nur wenige unter unsern Zeitgenossen sind theilweise noch damit vertraut. Und so lohnet es sich denn schon der Mühe das Pfingstfest sammt dem Roraffen im Münster einmal, vorläufig, zum Gegenstande einer in sich abgeschlossenen kleinen Abhandlung zu machen.

I. Das Pfingstfest im Münster zu Straßburg.

Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche war das Pfingstfest, an welchem der heilige Geist auf die Jünger Jesu herniedergestiegen war, eines der hohen Kirchenfeste. [1])

---

[1]) Bekannterweise war das Pfingstfest dasjenige, welches die Juden, nach den Vorschriften des dritten Buches Mosis an dem fünfzigsten Tage nach Ostern feierten. Der Name kömmt aus dem Griechischen *Πεντηκοστὴ*, und bedeutet der fünfzigste (Tag, nämlich).

Mehrere Namen waren gebräuchlich bei den Juden um das Pfingstfest zu bezeichnen. Sie nannten dasselbe auch das Fest der Wochen oder das Wochenfest, weil es, am Schlusse der sieben Wochen gefeiert wurde, welche sie von Ostern an zählten. Daher auch hießen sie es oft den Schluß; so viel also als das Schlußfest.

In der heiligen Schrift wird das Pfingstfest auch der Tag oder das Fest der Erstlinge genannt, weil an diesem Festtage die Ju-

Auch in dem Münster zu Straßburg wurde dasselbe, seit urdenklichen Zeiten, mit ungemeinem Pomp und glänzender

---

den die Erstlinge der Früchte im Tempel zum Opfer darbrachten. Andere Male wird das Pfingstfest ebenfalls der Tag der Ernte geheißen, weil man in Palästina, um die Zeit auf welche dieses Fest fiel, das Getreide abzuschneiden und die Ernte einzuholen pflegte. Man weiß, daß den Juden geboten war alljährlich zwei Kuchen, welche aus jungem Weizen gemacht waren, Jehovah zum Dankopfer darzubringen. Diese Kuchen waren gleichsam als die Erstlinge des Brodes angesehen. Es wurde denselben Sauerteig beigemischt; deswegen wurden sie auch nicht auf den Altar gelegt, von welchem der Sauerteig im allgemeinen verbannt war. Der Hohepriester nahm jedesmal einen der Kuchen für sich; der zweite wurde unter die andern Priester vertheilet.

Die Juden feiern das Pfingstfest während zweier Tage, welche sie gleich wie die Ostern festlich begehen; das heißt an welchen sie weder arbeiten noch irgend ein Geschäft besorgen.

Einer von Leo von Modena, in seinem Werke über die Ceremonien der Juden (III Th., 4 Kap.) mitgetheilten Sage zu Folge, hätte Moses den Juden, an dem Tage auf welchen das Pfingstfest fiel, das Gesetz ertheilet, auf dem Berge Sinai. Daher soll der Gebrauch der Juden herrühren, ihre Synagogen und sonstige Lehr- und Lesehäuser, und selbst ihre Wohnhäuser, mit Rosen und Kränzen zu schmücken.

Bei den Christen ist, wie bekannt, das Pfingstfest dasjenige der Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel Christi. Auch wurde dieses christliche Fest vielfach mit dem jüdischen verglichen: denn, gleichwie, um Pfingsten, Gott den Israeliten sein Gesetz mitgetheilet hatte, also erhielten auch die Apostel, das Gesetz, als sie an jenem Festtage, nach der Erzählung der Apostelgeschichte, von dem heiligen Geiste erfüllet wurden.

Das Pfingstfest ist jedenfalls eines der ältesten und auf das feierlichste begangenen christlichen Kirchenfeste. Der gewöhnlichen Annahme zu Folge soll sogar der Pfingsttag einer der drei einzigen Festtage gewesen sein, welche die christliche Kirche das erste Jahrhundert hindurch, bis zu Trajans Zeiten, feierte. Diese drei Tage sollen der Sonntag, der Ostertag und der Pfingsttag gewesen sein. In der ursprünglichen Kirche scheint jedoch das Pfingstfest ohne gesetzliches Gebot gefeiert worden zu sein. Erst im Jahre 365, soll es durch die Kirchenversammlung

Feierlichkeit begangen. Bereits um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, und ohne allen Zweifel in den frühern Jahrhunderten schon, zählte das Pfingstfest, und zwar doppelt, zu den vierzehn Hauptfesten an welchen der Bischof selbst dem Gottesdienste vorstund und das Hochamt hielt im Chore der Domkirche. Zu zweien Malen, während den Pfingstfeierlichkeiten, am Vorabende des Pfingstsonntages und sodann an diesem Festtage selbst, sang der Bischof in Person die Messe. [1])

Nicht allein für die Bewohner Straßburgs war aber Pfingsten eines der großen Kirchenfeste. Frühzeitig schon war das Pfingstfest, gleich wie die Weihnachten, die vier Frauentage und St. Adolphs-Tag, welcher Letztere der Tag der Einweihung des Münsters war, ein hohes Fest für den ganzen Sprengel des Straßburgischen Bisthums, und wie wir sogleich sehen werden, für das Landvolk ganz ins Besondere; denn, im Elsasse, wie auch sonst in den meisten christlichen Ländern, wurde das Pfingstfest, von dem Volke, als das Eingangsfest zum Sommer, als eigentliches Sommerfest, begangen.

Dieselben Feierlichkeiten die um Weihnachten beobachtet wurden, fanden auch um Pfingsten Statt im Münster.

Zu wiederholten Malen erdröhnte, mit weithin schallendem

---

zu Elvira in Spanien als gesetzlich gebotenes Kirchenfest festgestellt und eingesetzt worden sein. Von jenem Zeitpunkte hinweg wurde es sodann, alljährlich, mit großen Feierlichkeiten begangen und blieb hernach fortwährend, eines der Hauptfeste der christlichen Kirche.

[1]) Man ersah dies, wie Grandidier, (Essai sur la Cathédrale de Strasbourg, S. 378) bezeuget, sowohl aus dem Rituale der straßburgischen Kirche, welches Baldulf, der Sänger des Hohen Stiftes, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts niedergeschrieben hatte, als auch aus dem Directorium Chori welches der Chorherr und Chronickschreiber Friederich Closener, im Jahre 1364, verfaßte.

Schwunge, das Festgeläute sämmtlicher Glocken. Vesper, Metten [1]) und Messen, folgten sich beinahe ununterbrochen. Zahllose Kerzen erleuchteten den Chor und den endlosen Raum der hochgewölbten Bogenhallen der Domkirche. Zur Vesper, zur Metten und zu den Messen, wurden jedesmal, wie um Weihnachten, die zwölf großen Kerzen angezündet auf dem Tramen — wahrscheinlich auf dem Lettner — und die vierzehen Jungfrauen-Kerzen im Chore. [2]) Majestätisch wogte der Orgelsturm hernieder, durch die weiten Gänge, bei jeglichem Gottesdienste; des Abends und in der Nacht hallte er hernieder, aus der im Dunkel verschwindenden Höhe, wie geheimnißvoll anregende Klänge aus einer andern Welt. Des ganzen Tages über, saß der Kreutzer, [3]) mit einem Schüler, [4]) bei dem Kreuze im Münster, und bei ihnen ein Dritter der da die Gläubigen aufforderte, mit lauter Stimme, Unserer Lieben Frauen zu steuern zu ihrem Baue. [5]) Die ganze Nacht über blieb die Kirche offen. Opferknechte wachten ohne Unterlaß, auf daß die Frommen ihre Gebete vollbringen konnten in Ruhe und stiller Sammlung.

---

[1]) Cantus matutinus, deutsch, verdorben und zusammengezogen, mettin, metten.

[2]) „**Item**," — heißt es in der sogleich anzuführenden alten Frauen-Werk-Ordnung, in dem auf das Weihnachtsfest bezüglichen Abschnitte — „**Item**, zu entzündent an dem obende zu vespern, früge zu „metten vnd zu messen die zwelf kertzen vf dem tramen, „vnd die vierzehen junkfrowen kertzen vf dem kore."

Ein Tramen ist ein Balken.

[3]) Der Aufseher welchem die Hut oder die Bewachung des großen Kreuzes anbefohlen war.

[4]) Einem Seminaristen.

[5]) „Der do ruffet: stürent zu dem wercke," heißt es in dem bereits angeführten auf Weihnachten bezüglichen Abschnitte der Ordnung des Frauen-Werkes.

„Zu pfingesten," — heißt es in den, in dem Liber specificationum vom Jahre 1351 niedergeschriebenen höchst merkwürdigen Rechten und Gewohnheiten der Amtleute oder Beamten des Frauen-Werkes, [1]) — zu pfingesten so entzündet man „die kertzen, vnd sitzet bi dem krütze, in allenzwege, „also zu wihenahten vnd git das gantze hochge- „zit, [2]) one vier, eilfe schillinge zu orgelende, vnd „fünfzehen schillinge das gantze hochgezit zu „stürmende."

Einer sehr interessanten Stelle zu Folge, welche uns Specklin aufbewahret hat, forderten alljährlich, an jedem Frauentage, im ganzen Sprengel des Bisthums die Priester ihre Pfarrkinder auf, mit folgenden Worten, ihre milden Gaben zum Dombaue darzubringen: „Lieben „fründt, steuren vnser frawen, zu irem baw von Strasburg, wer ir genad haben wil, es sey gestollen, geraubt „vnd vnfertig gutt, das lege er darin, der hat hiemit ver„gebung der sinden, es ist vnser frawen ein guttes gutt."

Eben so war der Gebrauch zu Freiburg im Breisgau, daß derjenige Bürger, der, wie man es hieß, mit der Bitte gieng, und das thurmartige Gefäß trug, das bei dieser Gelegenheit an Sonn- und Festtagen in der Kirche herum getragen wurde und den Klingelbeutel begleitete, von Zeit zu Zeit, den althergebrachten einfachen Aufruf wiederholte: „Steiert zu unser Frauen Bau, daß Euch „Gott vergelte, und unsre liebe Frau!" (H. Schreiber, Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Freiburg im Breisgau, S. 239.)

[1]) Diese äußerst interessante Ordnung des Frauenwerkes ist noch in zwei gleichzeitigen Handschriften des Archives dieser Stiftung vorhanden. In dem Liber specificationum ist dieselbe folgendermaßen überschrieben: „Dis sint alle die reht vnd gewonheit der am„baht lüte des werkes geordent also hie nach geschri„ben stot."

[2]) Hochgezit, jetzt Hochzeit, bezeichnete, im Mittelalter, jegliches Fest im Allgemeinen, hauptsächlich aber die Kirchenfeste. Erst in neuerer Zeit erhielt dieser Ausdruck den nun gebräuchlichen engern und ausschließlichen Sinn. Was man heutigen Tages Hochzeit nennt hieß man im Mittelalter Brunluft.

„Item so git man den opfer knehten, an dem „pfingest tage, zu der naht huten, zwelf husbröte„lin vnd einen kese vnd ein vierteil wines. Vnd „an dem mentage, vnd an dem zistage, vier schil„ling vmbe fleisch. Vnd an dem mentage früge, „zu imbisse, ein vierteil wines, vnd iegelichem ein „brötelin, vnd zu naht imbisse och also vil. Vnd „an dem zinstage och also an dem mentage. Vnd „an der mittewochen früge och ein vierteil wines, „vnd iegelichem ein brötelin. Item man git den „opfer knehten die drie tage, alle tage, zwen „pfennige zu irm lonn."

Das Pfingstfest war ebenfalls eines der hohen Kirchenfeste bei welchen, den althergebrachten Gebräuchen der Straßburgischen Kirche zu Folge, die Gegenwart des Stiftsherrn nöthig war, welcher die Sängerei besaß, damit das Fest mit all' seiner Feierlichkeit begangen werden konnte. Nach den Rechten und Gewohnheiten des Hohen-Stiftes war der Sänger mit der Aufsicht des Chors und des Gottesdienstes beauftragt, und bei mehrern großen Festen durfte, ohne seine Gegenwart, der Gesang nicht in seiner vollen Pracht ausgeführet werden. [1]) So erzählet Wimpheling von Bischof Ruprecht von Baiern, daß er, im Jahre 1471, als sämmtliche Stiftsherren, der Pest halber, aus Straßburg gewichen waren, ganz eigens in die Stadt sich verfügte um, bei dem Feste der Lichtmesse, des Cantors Stelle im Chor einzunehmen, und sich in des Letztern Chorstuhl stellte, damit der Gottesdienst nicht

---

[1]) An den hohen Festen wurde der Vor- und Wechselgesang des Magnificat vier Mal gesungen: das erste Mal vor jenem Gesange selbst, das zweite Mal vor dem Gloria patri, das dritte Mal vor und endlich das vierte Mal nach dem Sicut erat. (Grandidier, a. a. O. S. 379.)

gehindert würde. [1]) In Abwesenheit des Sängers, scheint auch der Schatzmeister denselben ersetzt zu haben.

Man ersieht dies aus folgenden zwei Briefen, vom Jahre 1468, durch deren ersten der Dom Dechant Graf Johann von Helfenstein und der Domherr, Herr Conrad von Busnang, zuerst Herrn Georgen von Geroldseck, den Sänger der Hohen Stifft, einluden nicht zu fehlen am Pfingstfeste; und durch deren zweiten das Capitel, nachdem Herr Georg geschrieben hatte, daß er dem Feste nicht beiwohnen könne, den Herren von Bitsch, als Schatzmeister, einlud und bat des Sängers Stelle zu vertreten. Man ersiehet auch aus beiden Briefen daß das Taufwasser im Münsterbronnen, [2]) alljährlich, um Pfingsten,

---

[1]) Wimphelings Schüler, der Chronickschreiber Maternus Berler von Ruffach erzählet ebenfalls, nach Wimpheling, diesen recht lobenswerthen Zug aus Roberts Leben. „Er," sagt Berler von diesem Fürsten, „Er was ouch solcher demutikeit das er yn synem „alter die statt deß cantor in dem fest unser frowen der „liechtmetz in der hohen stifft erfült, dan die straßburger„sche pristerschafft hand ein gesatzt, wan der cantor nit „gegenwürdig ist das man ettliche hochzittliche gesang „ettlicher großer fest nitt syngen ist. Und als zu dersel„ben zitt die pestilentz regiret und alle thumherren gewi„chen worent, kam er dar gebetten, und stund in den stul „deß cantor, auff das der gottes dinest nitt gehindert „wurde."

[2]) Bis zur Reformationszeit sollen sämmtliche Pfarreien zu Straßburg und alle diejenigen, welche, außerhalb der Stadt, von dem Erzpriesterthum des heiligen Laurentius oder der Münsterkirche abhiengen, das Wasser zur Taufe aus diesem Bronnen bezogen haben. Aus dieser Ursache war dieser Letztere zu Straßburg, bei dem Volke, unter dem Namen der Kindelsbronnen bekannt.

Die Quelle welche das Wasser lieferte soll schon in der heidnischen Zeit, als der heilige Hain die Stätte bedeckte wo jetzt die Münsterkirche so majestätisch gen Himmel strebt, zum Waschen der Opfer gedient haben.

eingesegnet wurde, denn „der touf den man segenen sol" kann doch wohl nicht von der Einweihung des prachtvollen Taufsteines verstanden werden, den Meister Jost Dotzinger, von Worms, der Werkmeister des Münsters, bereits im Jahre 1453 vollendet hatte und welcher bereits den 21. September des genannten Jahres feierlich war aufgestellet worden.

Da es mir nicht leicht möglich wäre einen passendern Schluß zu finden, für diesen Abschnitt meiner Abhandlung, so theile ich hier diese beiden Briefe mit [1]) sammt demjenigen welchen Graf Friederich von Leiningen, der Schulherr oder Scholaster des Hohen Stiftes beifügte, um den Schatzmeister zu bitten des Abends noch, mit ihrem beiderseitigen Kollegen Graf Wilhelmen von Helfenstein, und mit ihm Graf Friederichen selbst, den Nachtimbiß auf des Letztern Stube einzunehmen.

Hier also die Briefe:

„Dem würdigen edelen hern Joergen herren zu „Hohen Geroltzegk, senger etc., vnserm lieben vet„tern vnd öheim.

„Vnser früntlich dienst vor, würdiger edeler lie„ber vetter vnd öheim. Wir bittent vnd begerent „an üch, mit innigem fliß vnd ernst, vnd alß ernst-

---

Der Münsterbronnen befand sich in der südlichen Abseite, nahe bei dem Portale das aus dem Hofe der Steinhütte in die Domkirche führt. Er bestund bis zum Jahre 1766, wo man denselben mit einer steinernen Blatte bedeckte. Im Jahre 1696 war ein französischer Soldat hinein gefallen und darin ertrunken.

Heutzutage bezieht noch der Bronnen außerhalb des besagten Portales das Wasser aus derselben Quelle.

[1]) Diese Briefe befinden sich in einem aus dem Archive des Hohen Stiftes herstammenden, nur noch theilweise vorhandenen Copialbuche, welches Briefe des Kapitels von den Jahren 1457, 1458 und 1459 enthält, und welches nunmehr im Besitze des Herrn Professor Oppermann sich befindet.

„lich wir yemer künnent, das ir bestellen vnd schaf-
„fen wellent, das die sengerige vnd gottesdienst
„vff dis groß loeblich hochgezyt die pfingsten do vast
„grosses vnd vil an lit, sunder des touffes halb den
„man segenen sol, als ir selbs wol wissent vnd ver-
„stont, nit vnderwegen blibe vnd darinne ansehent
„vnd betrachten vorabe den almehtigen got, sin
„liebe mutter Maria, ouch der würdigen stifft ere,
„das bedunckt vns üch vast wol gebürlich vnd ze-
„tunde finde, vnd vmb dheines vnwillens halb nit
„vnderwegen zelossen noch gestalt aller sachen ꝛc.
„Datum feria quinta ante festum penthecostes Anno etc. lviij°."

„Johanns graff zu Helffenstein dechan
„vnd Cunradt herre von Bußnang,
„thumherren."

„Domino thesaurario de Bitis."

Vnser früntlich dienst vor, wolgeborner edeler
„lieber vetter vnd öheim. Als habent die würdi-
„gen vnd edelen her Johann graff zu Helffenstein,
„dechan, vnd her Cunradt von Bußnang, thumherre,
„etc. vnsere lieben vettern vnd öheime, dem edeln
„würdigen hern Joergen von Geroltzeck, senger, vn-
„serm lieben vettern vnd öheime etc. geschriben
„vnd ernstlich gebetten die sengerige vnd gottes-
„dienst vff diß loebelich hochgezyt die pfingesten
„lossen für gen vnd zu geschehen. Der hat inen
„daruff zeschriben vnd geantwurt als dißer brieff
„hier inn versloßen lutet ꝛc. Vnd haruff, lieber
„früntlicher vetter, bitten wir, das cappittel, üch gar
„früntlich, mit innigem fliß vnd ernst, üch darzu

„zu schicken vnd uff morn samstag zu Straßburg ze
„sin zu prime zyt vnd die sengerige vnd gottesdienst
„zu fürdern vnd ze tunde den darinn an ze sehen, al-
„mehtigen got vnd die würdige jungfrowe Maria
„sinn liebe mutter, auch die würdige stifft vnd al-
„ler unser ere. Vnd wellent diß nit lossen sunderhir
„inne tun als wir üch des vnd alles guten vnzwiffe-
„lich wol getruwen. Das mag üch der almechtig-
„got vnd sin liebe mutter Maria wol lonen. So
„wöllen wir es ouch vmb üch in allen sachen gern
„verschulden vnd verdienen. Datum feria sexta ante
„ penthecostes Anno etc lviij°."

„Das cappittel der hohen
„stifft zu Straßburg."

„Lieber vetter ich bitte üch früntlich mit ernst,
„das ir üch noch by disem fritage zu nacht harinn
„gen Stroßburg fügen vnd zu nacht imbs by mir
„vnd graff Wilhelm von Helffenstein essent, uff
„vnser stuben, dann ich vns den nacht ymbs do selbs
„bereiten vnd bestellen wil."

„Friderich graue von
„Lyningen schulherre."

II. Der Landleute Zug und Frieden am Pfingstfeste.

Seit urdenklichen Zeiten, war in der Straßburgischen Diözöse der Gebrauch, daß, am Pfingstfeste, das Landvolk, aus allen Theilen des Bisthums, schaarenweise hereinzog nach Straßburg, mit seinen Kreuzen, Fahnen und Reliquien, [1])

[1]) Mit seinem Heilthum (seinen Heiligthümern) wie man im Mittelalter sagte.

heilige Lieder und Hymnen singend, um dem feierlichen Gottesdienste im Münster, und in den übrigen Kirchen der Stadt, beizuwohnen. Viele, wie bereits angedeutet worden ist, brachten sogar die Nächte des Pfingstfestes, — gleichwie es, in alten Zeiten, auch noch an mehrern andern Festen gebräuchlich war, — in der Domkirche zu, in Gebet und in Andacht.

Unwillkührlich erinnern diese Festzüge des elsässischen Landvolkes, um Pfingsten, an die altjüdischen Pfingst- und Ernte-Feste. Sehr wohl wäre es möglich, daß dieselben unmittelbar aus den Letztern hervorgiengen, wenn sie nicht, vielleicht eher noch, als christianisirte Ausklänge ähnlicher Lenz- und Sommerfeste, aus der heidnischen Vorzeit, an die Letzteren sich anschlossen, und, mit vielen sonstigen Ueberbleibseln ursprünglich heidnischer Sitten und Gebräuche, in das Christenthum herüber kamen.

Höchst wahrscheinlich stehen aber auch, andererseits, diese Pfingstzüge der Landleute des Straßburgischen Bisthums, in näherer Verbindung mit der Baugeschichte der bischöflichen Hauptkirche. Höchst wahrscheinlich waren diese Prozessionen, zu gleicher Zeit, auch ein Erinnerungsfest, welches aus den ältesten Zeiten des Münsterbaues herstammte. Vielfache urkundlich bezeugte Merkmale geben dieser Muthmaßung beinahe die Gewißheit einer geschichtlich erwiesenen Thatsache.

Die Einwohner vieler Städte, Flecken und Dörfer des Bisthumes hatten sich gar sehr an dem Straßburgischen Dombaue betheiligt, und sogar, durch vielfältiges Frohnen und Steuern, viel zu dem raschen und erfreulichen Fortgange der Bauten beigetragen. Alle Gläubigen die, an den Tagen welche in den, von Bischöfen, Päbsten, Kardinälen und Erzbischöfen dem Frauenwerke ertheilten Ablaßbriefen, bestimmt waren, mit wahrhaft reuigem Herzen und aufrichtigem Gemüthe, die Domkirche be-

suchten und darin die vorgeschriebenen Gebete vollbrachten; eben so alle diejenigen welche dem Werke, schenkungsweise oder durch Vermächtniß, milde Gaben und Steuern zuwendeten, als Beisteuer zum Münsterbaue, und alle diejenigen welche thätigen Antheil nahmen am Baue, erhielten Ablaß und Vergebung der Sünden. Fernher, aus allen Theilen des Bisthumes, strömten aber auch, bei jedem neuen Aufrufe, unzählige Massen Volkes herbei, um durch Frohnen oder Steuern, den verheißenen Ablaß zu erwerben. Bis aus Oesterreich und Ungarn sogar sollen Fuhrleute gekommen sein die da Steine herbeiführten, zum Dombau, aus Unserer Lieben Frauen Steingrube im Cronthal.

Gegen Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, während Meister Erwin von Steinbach, mit regem Eifer und glücklichem Gedeihen, den Bau seiner majestätischen Vorderseite oder des Thurmes, wie man in älterer Zeit die ganze westliche Façade nannte, [1]) leitete, und wo, nach dem poetischen Ausdrucke des einen der durch Bischof Konrad von Lichtenberg dem Werke ertheilten Ablaßbriefe, „die Kirche Unserer Lieben Frau, wundersam empor sproßte und blühte gen Himmel, gleich einer Blume des Frühlings, und immer mehr die Augen der erstaunten Beschauer entzückte“, scheint der uralt hergebrachte Gebrauch der Landleute noch mehr als zuvor in Aufschwung gekommen zu sein.

Um den Dombau zu fördern, hatten Meister und Rath,

---

[1]) Daher rührt auch, zum Theile, der ziemlich allgemein verbreitete Irrthum welcher Erwin von Steinbach den Plan und den theilweisen Aufbau des jetzigen hohen Münsterthurmes, von der Plateform hinweg, zuschreibet. Dieser Letztere wurde erst beinahe hundert Jahre nach des großen Meisters Tod begonnen, und ist, fast bis zum Schlusse der sogenannten vier Schnecken, das Werk des, zu seiner Zeit, nicht weniger als Erwin berühmten Meisters Ulrich von Ensingen.

im Jahre 1308 einen Beschluß gefaßt welcher, das ganze Jahr über, allen denen Frieden zusicherte, welche Steine, Holz, Wein oder Korn führen würden dem Werke zur Hülfe, und durch den, sowohl die Leute, als auch die Pferde und Wagen, in Schutz der Stadt genommen wurden.

J. Wencker hat uns in seiner handschriftlichen Chronick, [1]) den Text dieser Urkunde aufbewahrt. Dort lautet derselbe folgendermaßen:

„Wir Cune von Kagenecke der meister vnd der „rat von Straßburg tunt kunt allen den die die„sen brief gesehent oder gehörent lesen, das wir „guten friden gebent, für vns vnd alle vnsere „burgere, allen den lüten, allen den pferden vnd „allen den wagen, die zu vnser frouen wercke stei„ne, holtz, win oder korn furent, on alle geuer„de, zu vns vnd von vns ze narende, von aller „hande sache wegen, one tot geuehte. Vnd dez zu „eime vrkünde so hant wir vnserer stette ingesi„gel an disen brief gehenckt, der wart geben am „pfingest obende do man von gotz geburt zalte dri„zehen hundert ior vnd aht jor."

Das Jahr, oder kurze Jahre hernach, war ein anderer Beschluß ergangen, welcher dieselbe Absicht zum Ziele hatte. Dieser Beschluß, der erkannt wurde als Herr Wetzel Broger Meister war, [2]) ertheilte vollkommenen Frieden, Allen denjenigen welche nach Straßburg kommen würden an

[1]) II. Theil, 1 Buch, fol. 106. Ich habe diese Urkunde, vor etlichen Jahren, meinem nun verewigten Freunde, H. Prof. Strobel mitgetheilt, welcher dieselbe sodann, in seiner Geschichte des Elsasses, zum ersten Male, abgedruckt hat.

[2]) Herr Wetzel Broger war Meister in den Jahren 1309, 1312, 1316 und 1317.

einem der vier Frauenfeste oder an St. Adolphs Tag, als am Feste der Kirchweihe des Münsters, um Ablaß zu holen wegen des Münsterbaues. Jeder der zu diesem Zwecke herein kam in die Stadt, an irgend einem der genannten Festtage, genoß von dort an vollständige Sicherheit oder Frieden, wie man damals sagte, jenen ganzen Festtag über, so wie auch zwei Tage zuvor schon und zwei Tage hernach, um ruhig und ungekränkt bis in das Münster und eben so von dort wieder zurück nach Hause kommen zu können. Während solcher Frist war Jedermann frei vor Gericht, diejenigen allein ausgenommen welche wegen Todgefechten verfolgt und diejenigen welche in der Stadt Bann und Strafe verfallen waren. Wegen keiner sonstigen Ursache, Schuld oder Obliegenheit, vermöge keines sonstigen Rechttitels, konnte man, die freien Tage über, vor den Richter belangt, oder sonst verfolgt oder angehalten werden.

Hier übrigens die kurz gefaßte Urkunde selbst die, bald hernach, einer zweiten zu Grund gelegt wurde, welche in näherer Berührung stehet mit dem Gegenstande der vorliegenden Abhandlung.

„Da her Wetzel Broger meister was sint vnsere
„herren meister vnn rat scheffel vnn ammanne vber
„ein komen, swer in dise stat kommet nach appe-
„laße zu den vier hochgeziten vnser vrowen, daz
„der friden hinne haben sol ane tod geuehte zwe-
„ne tage vor vnser vrowen tage vnn zwene taeg
„dar nach, vnn denselben vnser vrowen tag vber.
„Zv glicher wis sol er och friden haben zu sante
„Adolphes tage, vnn zwene tage vor dem selben
„tage, vnn zwene tage dar nach vnn den selben
„sante Adolphes tag vber.„

Der Stette Rehtbuch von 1322 dehnte sodann denselben Frieden, welchen man bis dorthin blos an den vier Frauentagen und an St. Adolphs Tag genossen hatte, ebenfalls auf das Pfingstfest aus, und auf das bekannte Fest der Runttafel oder der Martsche, an welchem sich, alljährlich, der Adel von Straßburg zu Schmaus und Tanz vereinte, und bei welchem, im Jahre 1332, der denkwürdige Kampf zwischen den Zornen und denen von Müllenheim ausbrach von dem die Zünfte Gelegenheit nahmen um sich den Eingang in den, bis dahin, ausschließlich von Adelichen besetzten Stadtrath zu sichern. Um Pfingsten, begann der Frieden am Vorabende des Pfingst-Sonntags, und dauerte hernach die ganze festliche Woche hindurch, bis zum Schlusse des ersten Sonntages nach Pfingsten.

Es mag nicht uninteressant und hier wohl der geeignete Ort seyn die ganze betreffende Stelle aus der Stadt Rechtbuch von 1322 mitzutheilen. Dieselbe lautet folgendermaßen:

Von den friden der landlüte vnn ir giselschefte.

„Swer in dise stat komt zv den vier hochgeziten „vnserre vrowen tag, vnn zv sante Adolfes tage, „der sol fride hinne haben zwene tage dar vor vnn „zwene tage dar nach, vnn die selben vnser vro„wen tage, vnn sante Adolfes tag gerwe, für ge„rihte, ane tot gevehte, vnn die vz geslagen vnn „die in der stette besserunge sint."

„Es sol ovch maniglich fride hinne han die pfin„kest woche, vnn sol der fride an gan, an dem „pfinkest abende fruege, vnn sol wern den pfinkes„tag vnn die woche gantz vnze an den sunnentag nach „dem pfinkestage, vnn denselben svnnentag gerwe.

„Zv gelicher wise sol ovch maniglich fride han die
„runtauele, der fride gat an dem sunnentage frue-
„ge an, so man vier wochen vleisch gisset nach dem
„oster tage, vnn wert die woche gantz vnze an den
„sunnentag dar nach, vnn den selben sunnentag
„gerwe, für gerihte, ane tot gevehte, vnn die vz
„geslagen, vnn die in der stette besserunge sint.
„Wurt aber jeman siech, wunt oder versert, oder
„sin ros, oder sin pfert, in disen vor geschriben
„vriden hinne, die sülnt in dem selben vriden hinne
„sin vnze sv genesent ane geverde. Vnn sint dise
„vriden also zv verstande das nieman den andern
„an grifen sol mit gerihte sin lib noch sin gut,
„vmbe deheine schulde noch gelübde. Vnn wer
„vnser burger das breche der bessere drizig schil-
„linge dem rate, vnd sol jenen ledig lazen des ge-
„rihtes. Tvnt aber vnser burger deheine ander
„vnfuge ane gerihte, wurt das claget, so sol es
„meister vnn rat rihten nach den schulden als er
„danne getan het, vnn bessert doch von des friden
„wegen nvme dann drizig schillinge."

Dieses Friedens der allen denjenigen zu Theil wurde welche, auf die benannten Festtage, in die Stadt kamen um den Ablaß im Münster zu erlangen, geschieht auch Meldung, in dem bereits angeführten Liber specificationum des Frauenwerkes vom Jahre 1351, in welchem gleich auf dem ersten Blatte des Werkes Freiheiten aufgezählet werden. Dort heißt es wie folget:

„**Dis ist des werkes friheit**"

„Wer in die stat zu Strozburg kumet zu den vier

„hochgeziten vnser frowen, vnd zu sant Adolfs tag, „der sol friden haben für geriht zwen tage darvor „vnd zwen dor nach, vnd die selben vnser frowen „tag, vnn sant Adolfes tag gantz, es si danne to „gefehte, oder vz geslagen were, oder der an der „stette besserunge were.

„Es sol och glicher wis mengelich friden haben „zu pfingesten, vnd sol der fride ane vohen an dem „pfingest abende fruge, vnd sol weren den pfingest „tag vnd die gantzen pfingest wochen vntz an den „sunnentag, noch dem pfingest tag, vnd den selben „sunnentag gerwe.

„Es sol och mengelich friden han durch das jore „vnd alle zit, der mit wägenen oder mit karchen „stein füret dem werke.“

Von dieser Zeit hinweg, wo der von dem Stadtrathe ertheilte Frieden auch auf die Pfingstfeste ausgedehnet worden war, strömte alljährlich ein zahlloses Volk in die Stadt, herein und zog sodann von Kirche zu Kirche, hauptsächlich in die prachtvolle Mutterkirche des Bisthums. Des ganzen Tages über, während der Pfingstwoche, bis tief in die Nacht, sah man überall die langen Prozessionen der Landleute durch die Straßen wallen, und von Gasse zu Gasse hörte man, beinahe ohne Unterlaß, ihre Lobgesänge und Litaneien ertönen.

Nach dem Hochamte, oder vielleicht je nach der Zeit um welche die Landleute herein gekommen waren in die Stadt, zogen dieselben sodann, aus dem Münster, mit blinkenden Kreuzen und fliegenden Fahnen, vor Unser Lieben Frauen Haus, um den sogenannten Pfingstpfenning dort abzuholen. Uralt hergebrachten Gebräuchen zu Folge theilte hernach der Schaffner den Einwohnern gewisser Städte und Dörfer, eine

bestimmte Geldsumme aus, den Einen mehr, den Andern weniger, je nachdem es die Ueberlieferung und die Gewohnheit festgesetzt hatten; ohne Zweifel, je nachdem die verschiedenen Ortschaften, vor Zeiten, mehr oder weniger bedeutende Beihülfe geleistet hatten am Dombau.

Die schon zu zweien Malen angezogene Ordnung von 1351, welche die Rechte und Gewohnheiten der „Ambaht lüte" (Beamten) des Frauen Werkes aufzählt, enthält hierüber folgende merkwürdige Bestimmungen. Dort heißt es also:

„Diz sind die dörfer den man zu pfingesten pfennige git."

„Item zu dem ersten den von Kestenholtze fünf „schillinge. Item den von Scherwilr fünf schil„linge. Item den von Berse [1]) fünf schilling. Item „den edel lüten von Geyspoltzheim fünf schillinge, „vnd den geburen ovch fünf schillinge. Item den „von Düngesheim bi Mutziche fünf schillinge. Item „den von Baldeburne [2]) fünf schillinge. Item den „von Westhofen fünf schillinge. Item den von Dan„kratzheim fünf schillinge. Item den von Wangen „fünf schillinge. Item den von Marley [3]) fünf „schillinge. Item den von Wahsselheim fünf schil„linge. Item den von Ensheim fünf schillinge. „Item den von Mutziche fünf schillinge. Item den „von Mollesheim fünf schillinge. Item den von „Epfich fünf schillinge. Item die von Bergsbü„tzenheim fünf schillinge. Item den von Flerburge „zwene schillinge. Item den von Bibelnheim zwene „schillinge. Item den von obern Ehenheim einen

[1]) Börsch. [2]) Ballbronn. [3]) Marlenheim.

„schillinge. Item den von Witbruch einen schil-
„linge, so eht sü einen boom bringent.“

All diese Gebräuche zeigen an, daß das Pfingstfest, jedenfalls, eines der Hauptfeste war zu Straßburg, für das ganze Bisthum, hauptsächlich aber für die Bewohner des bischöflichen Landes längs der Breusch hin, für diejenigen einiger Ortschaften gegen Schlettstadt und Zabern zu, und einiger andern aus der Umgegend von Straßburg selbst.

III. Die Roraffen an der Orgel.

Unten an der Orgel im Münster, wahrscheinlich an der herabhängenden Spitze, an dem sogenannten Orgelfuße, waren, ehemals, die Bilder, wie es scheint, zweier affenartigen Figuren angebracht, welche mit Hülfe der Blasbälge in Bewegung gesetzt werden konnten. Ihre Kunststücke scheinen hauptsächlich darin bestanden zu haben, daß sie die Mäuler weit aufsperrten und dann wieder zuschlossen, gleich als gähnten sie aus Herzensgrund. Vermuthlich waren diese Figuren auch auf solche Weise angelegt, daß sie noch andere Bewegungen und Gestikulationen, etwa mit den Armen, machen konnten. Es dürften dieselben wohl von der Zahl jener phantastisch monstruösen, halb thier- halb menschenartigen Bilder gewesen seyn, wie man deren überall, an den mittelalterlichen Kirchen, und an dem straßburgischen Münster zumal, trifft. Sie waren ohne Zweifel, von der Art, wie die noch vorhandene, ehemals für den Werkmeister des Lettners ausgegebene ungethümartige Figur, oben an dem großen Pfeiler welcher die Kuppel trägt gegen Süden; wie die, ebenfalls noch vorhandene, gleicherweise für den Werkmeister gehaltene, gegen dem Münsterthurme schauende und auch monstruöse Figur auf dem Kamine des Eckhauses der Bruder-

hofgasse und des ehemaligen Oelgäßleins — heutigen Tages das Himmelreich-Gäßchen — in welchem Hause, merkwürdig genug, die Münsterwerkmeister bis zu Erwins Zeit gewohnt hatten; und wie noch mehr andere ähnliche Figuren.

Diese Bilder nun hieß man, seit alter Zeit, ich weiß nicht aus welcher Ursache, die Roraffen an der Orgel. [1])

In den meisten Texten ist die Rede von den Roraffen, also wenigstens von zwei Figuren. Oft aber auch blos von dem Roraffen; also wie von einer einzelnen Figur. Aus

[1]) Woher wohl diese sonderbare Benennung hergerührt haben mag, wüßte ich vorerst nicht mit zuverlässiger Gewißheit zu erklären. Vielleicht kam es daher daß jene, ohne allen Zweifel, aus Holz geschnitzten Bilder durch starke, wahrscheinlicher Weise durch Rohre bis zu ihnen gehende Drathe, in Bewegung gesetzt wurden.

Diese affenartigen, unter dem Namen die Roraffen bekannten Figuren, sind nicht zu verwechseln mit zwei andern Statuen, welche sich noch heutigen Tages unterhalb der Orgel, auf Postamenten, an der Mauer, zu beiden Seiten des Orgelfußes befinden.

Zur Linken des Beschauers stehet ein Stadttrompeter, in kurzem rothbraunem kriegerischem Kleide, mit rother Kopfbedeckung, mit roth und weiß in den Stadtfarben prangenden Beinkleidern, mit einer Trompete, von welcher ein langes Tuch hernieder hängt, auf welchem die Mutter Gottes gemahlt ist mit dem Kinde, mit ausgereckten Armen, wie auf der alten Stadtfahne. Diese erste Figur ist schlank und jugendlich, elegant und halb kriegerisch gehalten in der Kleidung. Sie durfte wohl einen sogenannten Stadtpfeifer oder Stadttrompeter darstellen.

Zur Rechten stehet ein älterer, bärtiger und kräftig gebauter Mann, in langem blauem Ueberkleide, rechts mit einer Tasche versehen auf welcher seine Rechte ruhet; in der Linken einen Stab oder ein zusammengerolltes Papier haltend.

Beide Statuen wurden ehemals durch Räder- und Drathwerke, von der Orgel aus, in Bewegung gesetzt. Der Trompeter führte dann sein Instrument zum Munde und hernach wieder vom Munde hinweg,

einer Stelle in Dr. Heckhelers handschriftlichem Werke über den straßburgischen Münster, ersiehet man ferner daß dieser Roraffe, ehmals, auch unter dem Namen des Bretstellenmannes bekannt war. [1]) Uebrigens ließe sich der so eben berührte scheinbare Widerspruch, vielleicht ganz einfach, dadurch erklären und heben, daß zwar zwei solcher affenartigen Figuren an der Orgel sich befanden; daß man aber auch oft von dem Roraffen sprach als von einer in sich abgeschlossenen, individuellen Persönlichkeit. Auf diese Weise und sprichwörtlich redet, namentlich, der berühmte Domprediger Dr. Geiler

---

gleich als bliese er. Der Mann rechts, den Grandidier, wohl irrigerweise, als einen Meistersänger bezeichnet, (S. 281.) schlug den Takt mit seinem Stäbchen oder mit seiner Papierrolle.

Auch der ebenfalls noch vorhandene Simson, unten an dem Orgelfuße, wurde ehemals, auf gleiche Weise wie die beiden so eben beschriebenen Figuren, in Bewegung gesetzt, und riß sodann taktmäßig dem Löwen den Rachen auf.

Unten an der Console welche Simson trägt sammt dem Löwen sind musicirende Engel angebracht; an jeder Console der beiden andern Statuen aber zwei Figuren die zu streiten scheinen.

Sämmtliche Bildwerke stammen, nebst dem Orgelgehäuse, vom Jahre 1489 her. Schon zu Grandidiers Zeit aber gieng das Räderwerk nicht mehr.

Auf dem noch vorhandenen gemalten Original-Aufrisse, nach welchem die Orgel, im besagten Jahre, durch Friederich Krebser von Anspach, erbaut wurde, findet sich von all' diesen Bildern blos Simson mit dem Löwen vor.

[1]) Unter den Merkwürdigkeiten an der, wie Dr. Heckheler mit vollem Rechte sie rühmet, fürtrefflichen Orgel, zählt er zuerst: „darunter 1) den Bretstellen Mann sonsten Rohraff genannt.“ (S. 98.)

Eben so zählt schon Schadäus unter den ehemals sogenannten Wortzeichen im Münster, welche man den Fremden wies: „den Rhoraffen vnder der Orglen.“ (S. 76.)

Auf gleiche Weise auch Künast, in seinem handschriftlichen Werke „Argentoratum sacro profanum: der Rohr-Aff unter der Orgel.“

von Kaisersberg, in seinen Predigten, sehr oft von dem Rorassen und den Roraffen.

Wie dem nun gewesen sein mag, so viel ist sicher daß diese sogenannten Roraffen zu gewissen Zeiten und Tagen ihre Kunststücke zum Besten gaben. Man ersieht dies aus einem Texte des Mathematikers Dasypodius auf welchen ich bald zurückkommen werde. Es läßt sich leicht begreifen, daß schon allein das fortwährende Auf- und Zusperren der rachenartigen Mäuler dieser Affen, durch die ununterbrochene Bewegung und das hiedurch verursachte Geklapper, keineswegs geeignet war die Andacht der Gläubigen, unten im Schiffe, zu mehren, sondern vielmehr deren Auge und Ohr oft mehr als der Gottesdienst, in Anspruch genommen haben mag; was sodann der guten Leute Frömmigkeit durchaus nicht zu Statten kommen konnte und zu vielfachen Störungen des Gebetes und Gottesdienstes Anlaß geben mußte. Ja selbst die Stiftsherren und Geistlichen im Chore, scheinen sogar oft mehr hinauf geschaut zu haben zu den Roraffen an der Orgel als auf den Altar und in das Breviarium, und durch das gedankenlose Anschauen des einförmigen Aufreißens und Zuschließens der Affenmäuler, selbst zum Gähnen angereizet worden zu seyn. Dr. Geiler von Kaisersberg, welcher gegen Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, dem armen Roraffen hart zusetzte, sagt einmal in einer der Predigten welche er über seines würdigen Freundes, Dr. Sebastian Brants Narrenschiff im Münster hielt, strafend von den Stiftsherren: „Die siebent Schell der Chor„narren ist schweigen vnd gienen oder dem Ror„affen zusehen.“ In mehrern andern alten Texten ist die Rede von Prälaten welche, statt Antheil zu nehmen an dem Gottesdienste im Chore, blos damit die Zeit zubringen

träumend hinauf zu gaffen und zu starren zu den Roraffen an der Orgel und mit ihnen zu gähnen um die Wette. Von diesen hieß es deswegen spottweise, daß sie dadurch ihre Pfründen verdienten. [1])

Bemerkenswerth ist auch ferner, daß diese sogenannten Roraffen nicht erst an der Orgel, welche im Jahre 1489 verfertiget wurde und in das sechzehnte Jahrhundert hinüber reichte, angebracht worden waren, sondern daß sie sich offenbar schon an den ältern Orgeln vorgefunden haben müssen. Jedenfalls reichet der Ursprung dieser Roraffen oder des Roraffen an der Orgel bis über die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und namentlich über das Jahr 1352, zurück. Es erhellet dies aus einem alten Liede von dem Streite des Roraffen an der Orgel mit dem Hahnen oder Göcker oben auf der, in dem letztgenannten Jahre verfertigten ältesten Münsteruhr. Dasypodius dessen, in seinem Berichte über die, im Jahre 1571 begonnene berühmte astromische Uhr, als eines gar alten Liedes gedenket, und in welchem der Roraffe als der ältere bezeichnet wurde. [2])

Es ist demnach gewiß daß diese Roraffen jedenfalls schon an der, im Jahre 1327 durch Meister Claus Carle den Stadt-

---

[1]) So heißt es, u. a., in zweien von Scherz aus den Glossarien Schilters und Frischs entlehnten und in seinem eigenen Glossarium (S. 1316) angezogenen Stellen: „Da werden pfruinden wol verdient so man den rohraffen zu gient“ (gähnt); und dann wieder: „solche canonici schweigen vnd gienen im chor oder sehen den rohraffen zu.“

Auch diese zwei Texte, wenn mich die Erinnerung nicht trügt, sind aus Dr Geilers Predigten gezogen.

[2]) Siehe diesen Bericht in Schilters Anmerkungen zu Königshovens Chronik, S. 575.

Werkmeister verfertigten Orgel, sich befunden haben; und nicht unwahrscheinlich ist es, daß sie, auch hier schon, blos als eine Wiederholung oder Nachbildung ähnlicher Figuren wieder erschienen, welche bereits die frühern Orgeln von 1260 und 1290 geziert haben mochten. Dafür sprechen das überall als uralt bezeichnete Vorhandensein der Roraffen unten an der Orgel, und die historisch erwiesene Thatsache, daß sie Jahrhunderte hindurch das Vorrecht genossen, die Einwohner Straßburgs und die Fremden welche das Münster besuchten zu ergötzen durch ihr Gähnen und Klaffen. Dafür spricht auch fernerhin das bereits angeführte von Dasypodius als ein gar altes bezeichnete Lied, und die festbegründete und dauerhafte Popularität des Roraffen zu Staßburg, wo noch heutzutage sein Name, wenn auch nicht seine eigentliche Bedeutung, ziemlich allgemein bekannt ist. [1])

Das Lied selbst glaube ich, mich zu erinnern einmal in meiner Jugend in Händen gehabt zu haben. In neuerer Zeit jedoch ist es mir, leider! nirgends mehr vorgekommen. All meine Nachforschungen, dasselbe irgendwo aufzufinden, sind bis dahin fruchtlos geblieben. Gerne hätte ich es, als Anhang, am Schlusse dieser kleinen Abhandlung, beigegeben.

[1]) Der Roraffe spielte, in der That, eine bedeutende Rolle im straßburgischen Volksleben. Die ältern Dichter zumal lassen ihn häufig auftreten in ihren Gedichten. So, zum Beispiele, legte der Verfasser der alten Reime, die ehmals in der Zunftstube der Bäcker, unter den auf die Eroberung des Schlosses Wasselnheim bezüglichen Bildern, sich befanden, dem Herrn des Schlosses folgende zwei Verse in den Mund:

„Hett ich den Rohraffen schlaffen lohn
„So wehr min Schloß ganz bliben stohn.“

Eben so ließ auch der Roraffe seine Stimme vernehmen, warnend und drohend, in zwei Gedichten aus der Zeit des unseligen bischöflichen Krieges von 1592. In vielen andern ist ebenfalls von ihm die Rede.

Allbekannt und allbeliebt war, in der That, bei unsern Vorfahren, der Roraffe und sein dreistes, selbst in dem Gotteshause zu schallendem Lachen regendes Treiben. Am Pfingstfeste namentlich herrschte er lange Zeit hindurch im Münster, nicht allein über das von nah und fern herbeiströmende Landvolk, sondern selbst über die Geistlichen im Chore. Mehr denn einmal übertönte seine gellende Stimme den Kirchengesang der Stiftsherren, in Begleitung von dem schetternden Gelächter des Volkes unten im Schiffe.

Am Pfingstfeste, ganz ins Besondere, trat der Roraffe auf in seiner vollen Glorie und genoß, längere Zeit hindurch, ungetheilt seines wohlerworbenen Ruhmes, bis nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Hahn auf der Uhr ihm, doch auf einige Zeit nur, das Reich streitig machte im Münster.

Bevor ich also des Roraffen Treiben am Pfingstfeste erzähle, mag ein Wort über seinen berüchtigten Streit mit dem Hahnen hier, an geeignetem Orte, mit einfließen.

IV. Des Roraffen und des Hahnen Streit.

Es war eine lustige, viel bewegte Zeit als noch der Roraffe als unumschränkter Herrscher waltete im Münster, über die fröhliche Laune des Volkes im Schiffe drunten. Wie oft erschallte nicht lautes, helles Gelächter zu ihm hinauf aus der Kirche und rauschender Beifall! Auch freute sich nicht allein

---

Auch auf sonstige Weise wurde zu Straßburg des Roraffen Andenken bewahrt. Ebenso befand sich noch zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts, unter den alten Kanonen und Büchsen im ehemaligen Zeughause zu Straßburg: „ein Scharff-Metzer der Rohraff genannt, darauff ein Männlein zum Absehen stund.“ So war, u. a. unten in der sogenannten Klein-Stadelgasse ein Haus, welches ehemals zum Roraffen geheißen wurde.

der Roraffe selbst, alljährlich wenn Pfingsten wieder nahte. Viele sehnten sich mit ihm und so sehr als er nach der Wiederkehr des theuern Festes, und freueten sich im Voraus auf die Späße und Possen welche er wieder treiben würde, zur Abwechslung mit dem an jenem Feste beinahe ununterbrochen fortdauernden Gottesdienste in der Domkirche. Viele freuten sich, jedes Jahr aufs Neue mit ihm, die Landleute wieder emporschauen zu sehen zur Orgel, in ihrer heiligen Einfalt, mit ihren dumm verblüfften und verdutzten Gesichtern, mit so weit geöffneten Mäulern als dasjenige des Roraffen selbst, und mit ihren vor Erstaunen rund aufgeblasenen Nasen.

Anders sollte es aber werden als einmal der Göcker oder Guller stolz prangend droben stund bei der pracht- und wundervollen Uhr. Da mußte selbst der Roraffe die bittere Erfahrung machen daß des Volkes Gunst nicht länger währet als, wie das alte Sprichwort sagt, als Frauenlieb und Aprillenwetter, und daß eben keine Regierung ewig dauert auf Erden.

Von dort hinweg war es dann jedesmal ein Rennen und Jagen im Münster, wenn Mittag nahte; und, zu seinem endlosen Aergernisse mußte der Roraffe selbst es mit ansehen wie Alles dem Hahnen zulief, ohne nur zu ihm mehr hinaufzublicken, gleich als hätte es niemals einen Roraffen gegeben an der Orgel!

Schön war es aber auch zu sehen und wundersam wenn es zwölfe schlug auf der Uhr, und die drei Könige aus Morgenland sich ehrerbietig verneigten vor der Jungfrau mit dem Kinde; schön war es wenn die Cymbalen ertönten; und erst dann noch wenn, nach dem es Zwölfe geschlagen, der Göcker den Hals ausreckte und mit den Flügeln schlug, und hernach krähte, einem lebendigen Hahnen gleich, daß es weithin nachhallte

und nachschallte die ganze Kirch entlang, und daß Alle sich nicht genugsam darob verwundern konnten. Wen hätten auch all' diese Herrlichkeiten nicht in gerechtes Erstaunen gesetzt und in Bewunderung, da ähnliches niemals zuvor weder gesehen noch gehöret worden war im Münster!

Doch dem armen Roraffen droben an der Orgel, wurde es wehmüthig ums Herz als er sich, mit einem Male, so verlassen sah und vergessen, von der neugierigen Menge, die er, so lange Zeit hindurch, belustiget und ergötzet hatte mit seinen Spässen und Bewegungen. Wer könnte es ihm auch verargen, daß der schnöde Undank Derer die ihm, noch vor Kurzem, ihre ungetheilte Gunst zugemessen hatten, ihm nun schwer zu Herzen gieng und tief in die Seele schnitt! Zogen jetzt doch Alle an dem ehemals so hoch Bewunderten eilfertig vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, der Uhr zu, um sich dort zu erlustigen an dem eintönigen Gekrähe eies einfältigen, gemeinen Gullers!

So aber war, damals schon wie heute, der Gang der Welt. Der gute Roraffe mochte gähnen und schreien so sehr er auch wollte, und den Rachen aufreißen so weit er nur konnte: all' seine Mühe war vergebens. Dem Hahnen lief Alles zu, und dieser genoß nun, in vollem Maße, das trügerische Glück der Aprillenblüthe der Volksgunst.

So leichten Kaufes jedoch konnte der Roraffe nicht einwilligen, nach so lange besessener alleiniger Herrschaft, von einem Tage zum andern, Krone und Szepter niederzulegen, oder doch wenigstens die bis dahin ausschließlich genossene Huldigung des Volkes zu theilen mit einem verhaßten, Hahne!

Laut schrie er hernieder von der Orgel zu der Menge und beklagte sich bitterlich über den ihm nun, so unverdienter Weise, zu Theil gewordenen schwarzen Undank! Gewaltig und ohne

allen Rückhalt schmälte er herab auf den abgeschmackten Göcker am Uhrwerke. Nicht aber wollt' es ihm frommen! Vergessen waren, für einige Zeit wenigstens, von der wetterlaunigen Menge, die zahllosen frohen Stunden welche er dem damaligen Geschlechte und schon dessen Vorfahren gegeben hatte. Heißt es doch schon seit lange her: Sic transit gloria mundi!

Nichts half ihm all sein Schmählen, Schimpfen und Brüllen; nichts all sein Klagen über die unverzeihliche Ungerechtigkeit der Menschen und die Unbeständigkeit alles irdischen Glückes und Ruhmes! .... Ruhig krähte der Guller fort, auf seinem Thürmchen droben, unbekümmert um des schwer Gekränkten Zorn und Wuth. Nicht unwürdiger Weise war ihm selbst ja des Volkes Gunst geworden, und verächtlich sogar ließ er sich, eines Tages, gegen den zürnenden Affen vernehmen: es stehe dem Volke gänzlich frei und jedenfalls stehe ihm besser an das prachtvolle Uhrwerk mit der Mutter Gottes und den drei Königen zu bewundern, und sodann auch seinem täuschenden Gesange zuzuhören, als eines veralteten sündhaften Witzboldes affigen Bewegungen und abgedroschenen Späßen zu lauschen, und sich an dessen, nur allzu oft plump-derben Ausgelassenheiten zu ergötzen ...

Furchtbar geriethen die zwei an einander, die erstaunte Menge auffordernd den Streit zu entscheiden durch ein volksthümliches, schiedsrichterliches Urtheil.

Niemand aber, drunten im Münster, getraute sich den Kampf zu schlichten, weder zu Gunsten des Affen noch zum Vortheile des Hahnen. Weder der große noch der kleine Rath, ungeachtet all' ihrer Weisheit und Fürsichtigkeit, waren erleuchtet und muthig genug um das Urtheil zu fällen zwischen den zwei erzürnten Gegnern.

Und so geschah es denn, am Ende, daß des Roraffen

und des Hahnen Streit, dem Scharwächter am Scharwächterhause heimgewiesen wurde, solchen Kampf hinzulegen und zu schlichten. [1])

Aber selbst dieser getraute sich nicht, trotz all' seiner Salomonischen Weisheit und Gerechtigkeit, ein vollgültiges Endurtheil auszusprechen, obgleich er, von dort hinweg, Jahrhunderte hindurch bewegungslos da stund am Scharwächterhause und sich darauf besann und nichts anderes mehr sinnen und denken konnte.

Und so kam es dann schließlich daß, bis auf die heutige Stunde, der Streit und Kampf zwischen dem Guller und dem Roraffen unentschieden geblieben ist, und daß Niemand gefunden wurde der zugleich erleuchtet, gelehrt und beherzt genug gewesen wäre, um die jenem Streite zu Grunde liegende äußerst schwierige und verwickelte Rechtsfrage zu lösen.

---

[1]) Dasypodius, in seinem bereits erwähnten Berichte, gedenket folgendermaßen des Roraffen- und des Hahnen Streit, in dem auf das erste Uhrwerk von 1352 bezüglichen Abschnitte (S. 575):

„Von diesem Werck," sagt Dasypodius „haben wir gantz „und gar nichts können haben, von wegen des, daß alles „zu viel alt und rostig war, und in äussersten Abgang „kommen, außgenommen der alte Göcker oder Han, wel„cher sehr alt, nemlich über die 200 Jahr alt ist, und „zur selbigen Zeit auch ein seltzam Wunderding gewesen, „daß ein Han also krähen solte, welches bezeugt ein gar „altes Lied von dem Hanen im Münster, und dem Rhor„affen, in welchem der Rhoraff als der älter ist gewe„sen, sich beklagt, es laufe ihm niemand mehr zu, ihm „und seim Thun, das dazumahl auf gewisse Tag bräuch„lich war zu sehen, sondern jederman lauffe zu diesem „Hanen, und wolle sein Hauengeschrey hören."

„Auch wird der Streit und Kampff, so zwischen dem „Hanen und Roraffen entstanden, dem Scharwächter am „Scharwächterhauß heim gewiesen, der solchen Kampff „und Streit hinlegen und richten solte."

Inzwischen aber verschwand der Roraffe selbst von der Orgel [1]), nachdem er vergeblich gehofft und gepocht hatte, wie noch so Viele andere vor und nach ihm, auf sein altes gutes Recht und auf Gerechtigkeit der Menschen.

Jedoch, bevor er abtrat, wurde ihm noch das theilweise für die zuvor erlittenen Unbilden entschädigende Glück zu Theil, die Menge wieder zurückkehren zu sehen in das so lange verödete Schiff der Kirche, um sich neuerdings zu belustigen an seinen Späßen, trotz des Hahnen kreischenden Krähens und Flügelschlagens, gleich wie ehemals, in der schönen, für den tief Beleidigten unvergeßlichen Zeit, wo noch Niemand etwas gewußt hatte von einem Hahnen im Münster.

So glänzend als der Roraffe es je zuvor gethan hatte, trieb er nun wieder sein Gähnen und Spaßen an der Orgel droben, und am Pfingstfeste zumal erwarb er sich auf's Neue des Volkes volle Gunst.

V. Der Roraffe am Pfingstfeste.

Um Pfingsten, da war aber auch des Roraffen Hauptfest im Münster.

Wann majestätisch alle Glocken tönten im Glockenhause und im Thurme droben; wann bereits die Orgel erdröhnte und die Affenbilder unten daran unermüdlich die Rachen auf- und zusperrten, gähnten, klafften und klapperten, und die Landleute von nah und fern, aus allen Theilen des Bisthums, heranzogen zum Dome, mit ihren Kreuzen, Fahnen und Reliquien, da schickte sich der Roraffe an sein schönstes Fest zu feiern.

---

[1]) Unbekannt ist es wenn er hinweg kam. Wahrscheinlicherweise wurden die berüchtigten Affenbilder an der Orgel, bei Gelegenheit der nach der Reformation vorgenommenen Wiederherstellungen der Münsterorgel unterdrückt und weggethan.

An der Orgel droben, in der Höhe, befand sich eine roh gearbeitete bauernartige Figur. [1]) Hinter diese versteckte sich, jedesmal am Pfingstfeste, irgend ein pfiffiger, meist auch unverschämter Kauz, bisweilen ein Laie, oft auch ein Pfaffe [2]), je nachdem der Mann gerade sich vorfand. Und, im Augenblicke wo die Landleute, aus dem ganzen Bisthume, prozessionsweise hereinzogen ins Münster, mit ihren Kreuzen und Bannern, und mit den Reliquien und Heiligthümern ihrer Kirchen, singend und Gott lobpreisend und die Heiligen; im Augenblicke wo die ländliche Prozession also ihren Einzug hielt in den bischöflichen Dom, begann der Roraffe sein frevelhaftes Spiel.

Schon allein durch seine lächerlichen und unschicklichen Bewegungen zog er die Aufmerksamkeit der Landleute auf sich; noch mehr aber durch die weltlichen, ausgelassenen und schändlichen Lieder, mit welchen er die Landleute bei ihrem Eintritte in das Gotteshaus begrüßte, und welche er, mit hell tönender Stimme, ihren heiligen Hymnen zum Empfange entgegenbrüllte, daß es furchtbar nachschallte durch die Gewölbe und die hohen Gänge der Domkirche entlang. Aus vollen Lungen brüllte der Roraffe und übertönte nicht allein der

---

[1]) Der Stiftsherr Peter Schott, der uns das Andenken dieser alljährlichen ächt mittelalterlich volksthümlichen Szene, in einem merkwürdigen Texte, den ich sogleich mittheilen werde, aufbewahret hat, bezeichnet diese Statue blos als «rusticanam quendam imaginem, in sublimi sub organis.»

Grandidier nimmt, aber wohl irrigerweise, für diese Figur die bekannte sechs und dreißig Schuh hohe Statue des H. Christoph, welche sich bis zur Reformation im Münster, ebenfalls ohnfern der Orgel befand. (Essai sur la cathédrale de Strasbourg, S. 73.)

[2]) Pfaffheit und Pfaffen waren, wie bekannt, die Ehrennamen der Geistlichkeit und der Geistlichen im Mittelalter.

Bauern Lobgesänge und Litaneien, sondern selbst den Gesang der Stiftsherren und Geistlichen im Chore. Allsobald auch verlor sich der Gläubigen Andacht unten in der Kirche. Ihre Frömmigkeit gieng in Zerstreuung über; die Seufzer der gerührten tief ergriffenen Pilgrime verwandelten sich in lautes Lachen und dies in solchem Grade, daß oft durch das Getobe des Noraffen und das Gelächter und Getöse des Volkes der Gottesdienst im Chore und der Meßdienst an den Altären gestört und unterbrochen wurden. Gleichviel galt es dem Noraffen welch' ein Gottesdienst gefeiert wurde in der Kirche und im Chore, ob Messe, ob Predigt, ob Firmung. Nichts vermochte seinem unverschämten Treiben Einhalt zu thun; ja, er scheute sich sogar nicht laut zu singen, zu jauchzen, zu lachen und zu brüllen während des Hochamtes selbst, während der Vesper und Complet. Mit hell aufschallendem Gelächter spottete und schrie er hernieder zu dem Landvolke, verhöhnte und verlachte dessen dumme Einfalt, ohne Ende; dann spottete er wieder der Stiftsherren und Pfaffen die sangen im Chore oder Messe lasen an den Altären; und hernach sang er wieder immer neue „spöttisch-schandbare Lieder," in welchen er abermals der Kirche und der Geistlichkeit eben so wenig schonte als der armen Landleute.

Wohl stund dann manch Bäuerlein da verblüfft und verdutzt, und kratzte verlegen hinter dem Ohre und wagte es kaum noch emporzuschauen zum Noraffen. Wohl ärgerten und entsetzten sich auch sonst viele Gläubige ob der schandbaren Lieder und ob des rohen Gebrülls des frevlen Gesellen an der Orgel droben, und noch mehr über die unerhörten sündhaften Lästerungen und Schmähungen, welche der lose freche Kumpan sogar gegen die Kirche und die Pfaffheit auszustoßen sich nicht fürchtete. Mehr denn Einer im Schiffe drun-

ten machte, betroffen und erschrocken, des Kreuzes Zeichen; und Viele, ohne Zweifel, giengen kopfschüttelnd von dannen aus dem so schmählich verhöhnten und entweiheten Gotteshause. . . . .

Desto inniglicher aber freute sich der Roraffe seines Triumphes; und um so derber, beherzter und verwegener fiel sein Spott hernieder in die Kirche. Ungleich viel mehr waren ja drunten im Schiffe die Gefallen fanden an seinem Brüllen, Lachen, Toben und Singen, und die jedesmal helle auflachten, aus vollem Halse, über die sündhaftesten Lästerungen und über all die unerhörten Spottfluthen, welche der pfiffige Geselle, ohne Unterlaß, von der Orgel hernieder schüttete über die Pfaffen drunten im Chore und noch mehr über die dummen arglosen Bäuerlein, die da gekommen waren von entfernten Strecken um den Kirchengesängen zu horchen und der Messe beizuwohnen in ihrer einfältigen Andacht. . . . . . Je lauter man kicherte, lachte und Beifall zollte, drunten in der Kirche, desto toller trieb der Roraffe nur sein Spiel; und Niemand war da, der sich getraut hätte ihm zu wehren und das unflätige sündhafte Lästermaul zu schließen. [1])

[1]) Hier wird es nun der geeignete Ort seyn, um die bereits angezogene höchst merkwürdige Erzählung mitzutheilen, welche der im Jahre 1490 verstorbene berühmte Peter Schott, Stiftsherr zum jungen Sankt Peter, des gleichnamigen Ammeisters, des Hauptstifters der Kanzel und der Prädikatur im Münster, würdiger Sohn, und der ausgezeichnetsten Schüler Wimphelings einer, von dem tollen Treiben des Roraffen macht und des durch ihn verursachten Skandals.

Es befindet sich diese Erzählung in einem Briefe, in welchem Peter Schott dem ehrwürdigen Vater Emerich Kemel, dem minre Bruder (Baarfüßer) und päbstlichen Nuntius, auch noch sonstige Angaben mittheilt über andere althergebrachte Misbräuche welche, zu seiner Zeit noch, im Münster Statt fanden. Hiezu, sagt Schott, sei er angetrieben worden durch die Liebe zur Wahrheit, welche den apostolischen Nuntius beseelte und von welcher dieser so vielfältige Proben abgelegt hatte in

So war es jedes Jahr eine neue Freude für den Roraffen und für seine zahlreichen Verehrer, wenn das Pfingstfest wieder=

---

den schwierigen Geschäften, die er, während seines Aufenthaltes zu Straßburg, entledigt hatte. Die betreffende Stelle des Briefes befindet sich fol. 116. a. in der höchst interessanten Auswahl von Briefen des Peter Schott, welche sein Lehrer Jakob Wimpheling, nach des Stiftsherrn Tode, traf und, im Jahre 1498, bei dem vielleicht mit dem Verstorbenen verwandten Buchdrucker, Johannes Schott, drucken ließ unter dem Titel:

» *Petri Schotti Argentinensis Patricii : Juris vtriusque Doc-* » *toris consultissimi : Oratoris et Poetae elegantissimi : graecae-* » *que linguae probe aeruditi : Lucubraciunculae ornatissimae.* «

Die auf den Roraffen bezügliche Stelle jenes Briefes lautet buchstäblich getreu wie folgt:

» *Item rusticanam quendam imaginem : in sublimi sub or-* » *ganis : in ecclesia maiori collocarunt. Qua sic abutuntur.* » *In ipsis sacris diebus Penthecostes : quibus ex tota dyocesi* » *populus processionaliter cum sanctorum reliquiis : deuocionis* » *et laudandi dei gracia canens et iubilans : matricem ecclesiam* » *subintrare consueuit : Nebulo quis piam se post illam imaginem* » *occultans : incomptis motibus : voce sonora : prophana et inde-* » *cora cantica eructans : veniencium hymnis obstrepit : eosque* » *subsanando irridet : ita ut non solum illorum deuocionem in* » *distractionem : gemitus in cachinnos vertat : sed et ipsis* » *clericis diuina psallentibus : sit impedimento : immo diui-* » *nis missarum solemniis (quos non longe inde celebrare contin-* » *git) ecclesiastici immo diuini cultus celatori longe abominan-* » *dam et execrandam afferat perturbacionem.* «

Mit vollem Rechte legt Schott, am Schlusse seines Briefes, die, jedem Leser sich aufdrängende Frage vor: Wer wohl strafbarer seyn mochte, ob diejenigen, welche thätigen Antheil nahmen an solchen, die Kirche entheiligenden Possenspielen, oder diejenigen welche, ausgestattet mit der gehörigen Macht um solche zu verhindern und zu unterdrücken, dieses zu thun vernachlässigten?

Der Brief selbst ist ohne Datum.

kehrte, und gewiß ließ er niemals die kostbare Zwischenzeit unbenützt vorübergehen, ohne alljährlich neue Spottlieder, Späße und Witze zu bereiten.

VI. Der Fischer Umzug und Salmentragen am Pfingstfeste.

Nicht der Roraffe allein ließ es sich angelegen seyn, an dem Pfingstfeste die armen Landleute zu verhöhnen und zu ärgern, wenn sie, mit Kreuzen und Fahnen und mit ihren Reliquien, singend und lobpreisend in die Domkirche zogen: gerade an jenem Feste hielt auch, uralten Gebräuchen zu Folge, eine Ehrsame Zunft der Fischer, alljährlich, ihr Zunftfest, mit einem feierlichen Umzuge und mit Salmentragen; und jedesmal machten es sich die lustigen Zunftgenossen zur Pflicht, diesen Anlaß zu benützen, um durch ihre wilde Freude die guten frommgläubigen Bäuerlein in ihrer Prozession, im Gebete und in Anhörung des Gottesdienstes zu stören.

Des Morgens, an jenen Festtagen, während in dem Münster, so wie in den andern Stiftskirchen und in sämmtlichen Pfarreien zu Straßburg „löbliche Kreutzgänge und Prozessionen" gehalten wurden, hatten die Fischer die „spöttlich schimpflich Gewohnheit," die Stadt zu durchziehen mit tollig ausgelassenem Lärmen und Toben. Kreischende Pfeifen voran, zogen sie einher, tanzend und springend, laut auflachend, jauchzend und brüllend, Salmen und Sälmlinge zur Schau tragend, die gar lustig plätscherten, prasselten und sprangen im Wasser wie die Fischer selbst drum herum. So gieng es jubelnd und tobend von Straße zu Straße, durch die zahllos gaffende Menge. Manche unter den Zuschauern ließen sich mit fortreißen, durch der Fischer Jubel, und schlossen sich dem Zuge an; denn damals, wie noch heute,

fehlte nie bei ähnlichen Gelegenheiten die neugierige, jeglichem Schauspiel holde, vergnügungssüchtige Menge. Mehr denn einer, welcher von Hause weggegangen war um der Messe und dem Hochamte in der Kirche beizuwohnen, lief, den Morgen über, den Fischern nach und lachte, lärmte und sprang mit ihnen um die Wette.

Schon allein dieses tolle, gottlose Treiben mit ansehen und anhören zu müssen auf der Straße, bei dem Gange zur Kirche, war für Viele, die da einherschritten voller Andacht, ein namenloses Aergerniß. Noch weit mehr aber wurde der Frommen Widerwärtigkeit dadurch gesteigert, daß die Fischer sammt ihren lustigen Kumpanen und Trabanten, gefolgt von der lärmenden Menge und der lieben, damals wie heutzutage unverbesserlichen Gassenjugend, es immerfort darauf absahen und auch stets einzurichten wußten, daß sie hauptsächlich in der Nähe der Kirchen, ihr wildes Toben und Jubeln erschallen ließen. Schlimm und geschickt wußten sie es jedesmal zu treffen, daß ihr lärmender Zug an den langen, betenden Prozessionen vorbei mußte. Ungestüm und unaufhaltsam drängten sodann die Fischer voran und durchschnitten, einer stürmenden Meereswoge gleich, den von starrem Erstaunen ergriffenen Zug der Landleute, die bewegungslos wie Bildsäulen da stunden, einen Augenblick, ob des frevlen Unternehmens der Fischer. Diese, leicht kann man es sich denken, ließen es sodann auch nicht fehlen an Spott und Hohn. Pfiffige, spitzige, derbe und ausgelassene Witze fielen ohne Zahl; denn es war hergebrachte Sitte, daß man sich Alles erlauben durfte bei dem Umzuge. Sodann auch wußten die Fischer es jedesmal also anzuordnen, daß ihr Zug sich immer längere Zeit in der Umgegend der Gotteshäuser verweilte. Während des Gottesdienstes erschallte dann von außen lautes Gelächter,

Pfeifen, Jauchzen und Brüllen, daß oft die Gläubigen in den Kirchen mehr von den Schand- und Spottliedern und von dem wirrtobenden Lärmen und Jubeln der Fischer und ihrer Gehülfen hörten, als von den Gesängen der Priester im Chore.

Und dies war nun vollends, so sehr wie der Roraffe, ein Aergerniß für alle Frommen.

Des Raths Gebot.

Wen konnte es somit Wunder nehmen, daß solch' gränzen- und schamloser Unfug die bittersten Klagen und den gerechtesten Tadel hervorrief? Alle diejenigen, welche der Kirche ihre Ehrfurcht noch nicht entzogen hatten, erhoben sich einstimmig gegen der Fischer schandbaren Mißbrauch beim Umzug. Und, als sogar von den Kanzeln herab diese „spöttisch schimpfliche Gewohnheit" der Fischer heftig gerügt und verdammet wurde, da konnten Meister und Rath länger nicht mehr zögern.

Allzu laut und allzu einstimmig sprach sich die öffentliche Stimme aus, als daß die damaligen Gewalthaber sich hätten enthalten können einzuschreiten, um diesem unchristlichen Gebrauche ein Ende zu machen.

Am Montage nach dem Sonntage der Dreifaltigkeit des Jahres 1466 erfolgte der Beschluß der Herren Räthe und der Einundzwanziger. Dieser Beschluß schaffte zwar der Fischer Umzug und Salmentragen nicht ab, allein er steuerte dem bis dahin bei demselben Statt gefundenen Unfuge für die Zukunft, indem er den Fischern verbot ihren Umzug fernerhin vor Mittag zu halten. Die frommen Herren Räthe und ihre würdigen Genossen die Einundzwanzig verwiesen sie tadelnd und ermahnend auf die Landleute, welche den ganzen Vormittag dem Gottesdienste und der Andacht wiedmeten und erst des Nachmittags sich erlaubten dem Vergnügen zu leben.

Diesem guten und löblichen Beispiele sollten von nun an die Fischer ihrerseits folgen und, gleichwie die Landleute, den Morgen der Kirche und dem Gebete weihen, um sodann, erst des Nachmittags, und zwar in ehrbaren Schranken, der heitern Laune, der Freude und den althergebrachten Belustigungen sich hinzugeben.

Noch wird in dem städtischen Archive das Conzept des obrigkeitlichen Beschlusses von 1466 aufbewahret. Es lautet derselbe folgendermaßen:

„Got zu lobe, der würdigen muter Marien zu „eren, vnd allen lieben heiligen zu danckberkeit, „hat das erber lantfolck von den doerffern, noch „gutem loebelichem harkummen, die cristenlich gut „gewonheit alle jar mit iren crützen vnd mit irem „lobe sange in den pfingest virtagen alhar gon „Strosburg loebelich crütz genge zu tun zur hohen „stifft vnd zu andern stifften. Aber do gegen ist „ein spoettlich schympfflich gewonheit der vischer „pfiffens dantzens vnd springens vnd salmen tra„gens lange vber sehen, das doch vnzimlich ge„schehen ist, des morgens in solichem crütz gange „mit getrenge durch das lantvolck in den gassen, „als ob sü, mit solichem dantzen vnd salmen tra„gen, des lantfolcks crütz genge spotteten. Sem„lich[1]) nu got ein gesmehe vnd der stat vnere ist, vnd „von frommen lüten dick [2]) beret auch an etlichen „bredigen gemeldet vnd ernstlich beret ist, das dz „den vischern oder andern die das tunt vnbillich „gestattet werde. Angesehen das doch die von Il-

[1]) Solches. [2]) oft.

„lekirch vnd ander dorfflüte so vernünfftig sint,
„das sü erst nach imbs an fohent zu dantzen vnd
„am morgen got vor augen haben vnd erent, das
„nu von den vischern vnd andern billich auch ge-
„schen nach imbs. Dar vmb ist ein notdurfft got
„zu eren solich vnzimlich dantzen pfiffen vnd
„spoetlich salmen tragen in semlichen lobelichem
„crütz gange vor imbs nit zu gestatten, vnd ha-
„ben vnser herren meister vnd rat vnd die XXI
„erkant, das den vischern gebotten sin sol by V lib.
„d. [1]) semlich dantzen, salmen tragen oder mit
„pfiffern affter [2]) wege gon zu pfiffen in den pfin-
„gsten vor imbs nit me zu tun, dann wollent sie
„dantzen salmen tragen oder mit pfiffern affter
„den gassen gon pfiffen das mögent sü tun nach
„imbs. Actum feria secunda post dominicam trinitatis Anno
„ etc LXVI."

VII. Doctor Geilers Kampf gegen den Noraffen.

Somit gewann also, durch den so eben mitgetheilten Beschluß, die spöttlich schimpflich Gewohnheit der Fischer, am Pfingstfeste, für immer ein Ende.

Weit schwieriger hielt es aber dem noch viel tollern und anstößigern Treiben des Noraffen, im Gotteshause drinnen, geziemende Schranken zu setzen oder gar dessen Brüllen, Toben und Spotten gänzlich abzuschaffen. Und doch gab er noch weit mehr Anlaß als der Fischer Umzug zum Aergernisse der ländlichen Pilgrime, und deshalben zum Einschreiten sowohl der kirchlichen als auch der weltlichen Gewalt. All des Affen Trei-

[1]) Bei fünf Pfund Pfenningen, Straßburger Wehrung. [2]) auf.



ben war ja eitel Hohn und Spott und Verachtung, nicht allein für die guten einfältigen Bäuerlein, sondern auch für die Kirche selbst, für die Geistlichkeit und den ganzen römischen Gottesdienst, wie nicht minder ein Aergerniß für alle Gläubigen und Frommen.

Seit Jahrhunderten aber hatte der Roraffe ungehindert sein spöttisches Spiel fortgesetzet in dem Münster, und so feste Wurzeln hatte dieser, in einem Gotteshause unerhörte Gebrauch, im Volke gefasset, daß Vielen sogar das durchaus gotteslästerliche Getreibe des Roraffen nicht mehr auffiel, und daß es, wie es scheint, bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Niemand in den Sinn kam diesem gränzenlosen Mißbrauche entgegen zu treten. Der Beschluß von 1466 genügte um der Fischer unanständigem Betragen, mit einem Schlage, ein Ende zu machen; und ebenso genügte, zwanzig Jahre später, ein anderer Beschluß des Rathes um die nicht minder anstößigen Nachtfeste im Münster, welche ebenfalls seit Jahrhunderten bestanden hatten, abzuschaffen : der Roraffe aber brüllte und spottete fort, unverdrossen und ungestöret, und die Gewalthaber der Stadt, welche der Fischer und der Nachtfeste Unfug ein Ende machten, getrauten sich nicht sich auch an den losen Spaßvogel zu wagen um ihm sein all zu verwegenes Lästermaul zu schließen. So groß ist der Einfluß welchen die Gewohnheit ausübet bei dem Menschen, auf Geist und Gemüth. So innig hatte sich der Roraffe in das straßburgische Volksleben hineinverwebet und verwachsen, daß selbst die Gewaltigsten es nicht wagten sich zu erheben, offen und unumwunden, gegen den im Vollgenusse der Volksgunst schwelgenden lasterhaften Affen.

Wer sollte es glauben? Das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch und bis in das sechzehnte Jahrhundert hinüber trieb

der so glorreich bevorzugte Günstling des Volkes, ungestöret, sein verhöhnendes Gespötte in der Hauptkirche des Bisthums, zur namenlosen Belustigung der neugierigen Menge, zur höchst erquicklichen Ergötzlichkeit sämmtlicher unglaubigen Freigeister und leichtfertigen Frevler der damaligen Zeit, und zum namenlosen Aergernisse für alle Frommen und für die Landleute ganz ins Besondere.

Dem ehrwürdigen Domprediger, Dr. Johannes Geiler von Kaisersberg, blieb es vorbehalten sich zu erheben, kraftvoll wie überall, gegen diesen schändlichen Unfug. Wenn auch alle schwiegen, selbst diejenigen welche wider Willen der tyrannischen Herrschaft des Roraffen sich beugten, so konnte doch nichts des würdigen Mannes Unwillen zurückdrängen in die edle, muthige Brust, und nichts ihn abhalten, offen und unerschrocken den Kampf zu beginnen gegen den allgemein beliebten Hofnarren des Volkes! Wie hätte Geiler auch geschwiegen, einem Affen gegenüber, er der sich nicht scheute vor Kaiser und Bischof, vor Fürsten, Herren und Prelaten, mit unerschütterlicher, unbeugsamer Festigkeit aufzutreten gegen die Mißbräuche seiner Zeit; er der unabläßig eiferte gegen die Sittenlosigkeit der damaligen Geistlichkeit, welcher er, mehr denn einmal, von der prachtvollen Münster-Kanzel herunter, die ihm zu Ehren, errichtet worden war, ernst mahnend, warnend und drohend die unausbleiblichen, bereits nahe bevorstehenden Folgen der Zerrüttung der Sitten und des Glaubens vor Augen gestellet hatte!

Im Jahre 1482 hatte Geiler, von jener Kanzel hernieder, gegen den nicht minder schändlichen Unfug der Nachtfeste im Münster gedonnert. Im Laufe der Zeiten waren diese in wahrhafte Bacchanalien ausgeartet. Nichts, bei diesen nächtlichen Festen, hatte mehr an ursprünglich christliche Kirchenfeste er-

innert. Längst schon war die Reinheit und die Einfalt des Gemüthes entschwunden, welche sie einst hervorgerufen hatten und nachdem Dr. Geiler seine strafende Stimme erhoben hatte gegen die gränzenlos pöbelhaften Mißbräuche und Ausschweifungen zu welchen die ursprünglich so andachtsvollen Nachtfeste in der Domkirche Anlaß gegeben hatten, da entfernte ein Machtspruch des Bischofs und des Rathes diesen entheiligenden Gräuel aus dem Hause Gottes.

Eben so festen, unerschrockenen Muthes und unverhülleten Wortes, bekämpfte auch Dr. Geiler des Roraffen längst schon allzu nachgiebig erduldetes Unwesen.

Bereits im Jahre 1498 erhob sich der Doctor im Münster — so wurde Geiler geheißen im Volke — gegen den Roraffen an der Orgel. Dienstags vor Mathaei erschien er auf der Pfaltz, vor den Herren Räthen und Einundzwanzig, und drang gewaltig darauf, daß endlich einmal der für Kirche und Geistlichkeit so schmachvollen Herrschaft des Roraffen ein Ziel gesetzet würde.

Dieser ersten Schilderhebung des Doctors geschieht Erwähnung in J. Wenckers äusserst werthvollen und höchst unrichtiger Weise, unter der Benennung Brants Annalen bezeichneten, Auszügen aus den alten Rathsprotokollen, doch nur in folgenden kurzgefaßten Worten: „2da ante Mathaei. „Die XXI. Item der doctor zum münster seit des „roraffen halb, begert den hiendenan zu lossen."

Für dieses mal, blieb jedoch des Doctors Antrag ohne Erfolg.

Ihn aber schreckte dies keineswegs ab fest zu verharren bei seinem einmal gefaßten Entschlusse.

Fünf Jahre hernach erneuerte er, mit noch größerm Nachdrucke, seinen Kampf gegen den Roraffen. Von dem Magistrate selbst war Geiler aufgefordert worden sein Gutdenken einzu-

[1]) Fol, 129 ^{b}.

reichen über vielfache Uebelstände, Mängel und Mißbräuche, und die passendsten Maßregeln anzuzeigen wie denselben abgeholfen werden könnte. Um dieser Aufforderung zu genügen, verfaßte Geiler einen Vortrag, in welchem er auf Abschaffung von ein und zwanzig Gebrechen und Mißbräuchen antrug, und gewaltig kämpfte für die Freiheit der Geistlichkeit. Auch gegen den Unfug des Roraffen ereiferte Geiler sich abermals in diesem Vortrage, den er persönlich vor dem Rathe ablas, und forderte neuerdings daß jener Unfug für immer abgeschafft würde. [1])

[1]) Wencker hat uns, in seiner Chronick, (Tom. II. 4 Abth. S. 4 b.) die Zahl und Reihenfolge der verschiedenen, in Geilers Vortrage berührten Punkte aufbewahret.

Hier, was er darüber mittheilet :

„Ermahnung Dr. Keysersbergers.

„Sub titulo Dr. Johans Keysersbergs artickel so er dem Rath zu „Straßburg vberantwort hatt, sich dornoch haben zu beßern vnd zu „richten, hat er anno 1501 vor Rath gelesen :

„1. Den Closterfrawen soll man ihr gutt nicht sperren.
„2. Closterlüten ihr erb frey laßen.
„3. Den priestern in testamentssachen kein eintrag thun, weil „geistliche frey.
„4. Den Layen zu testiren freyheit laßen, das widrige Statut „cassiren.
„5. Auch gegen weltlichen, so weits die Keyserlichen rechten „erlauben.
„6. Wittwen durch bevögtigung ihr gut hin zu geben nicht „hindern.
„7. Dem Nachrichter an verbotenen Spielen kein theil laßen.
„8. Vom Spilen auffs Ammeisters stuben nichts zum schleck „anwenden.
„9. Zechen vnd Spilen auff den Zunfftstuben abschaffen.
„10. Frembde Becken sollen erst nach der Vesper feyl haben
„11. Kein gemeinschafft haben mit vnser frawen gut.
„12. Des Spitals einkommen den Kranckhen frey reichlich „mit theilen.

Ob aber des Doctors Wort Eingang fand bei den Rathsherren, und ob die Letztern dessen Antrag durch einen obrigkeitlichen Beschluß bestätigten und dem Roraffen an der Münsterorgel für ein und alle Mal sein giftiges und geiferndes Lästermaul schlossen, ist mir unbekannt. Das Protokoll von 1501, in welchem des Rathes Verhandlung und Erkanntnuß eingetragen war, ist, leider! mit sämmtlichen über das Jahr 1539 hinauf reichenden Protokollen der Einundzwanziger, in dem verfänglichen Archivbrande von 1686 und vollends bei der nicht minder bedauerungswürdigen Stürmung der Pfaltz und der städtischen Cantzley, im Jahre 1789, zu Grunde gegangen!

„13. Spenden in Ordnung bringen, starcke betler vnd kinder „abschaffen.

„14. In der Kirchen nicht schwetzen, der Ammeister kein Ge„schefft alda verrichten.

„15. Den Kirchen ihre freyheit laßen, niemandt herauß nehmen.

„16. Den Mißbrauch des Roraffen im Münster abschaffen.

„17. Geistlichen ihre pfründen gefäll frey laßen, von Zöllen ꝛc. „ferner reden.

„18. Den Todtschlag an frembden begangen vnd Jungfrauen „schwechen härter straffen.

„19. Vnbilliche statuta nicht wollen mit Gewalt behaubten.

„20. Mitt der Schatzung durchgehende gleichheit halten.

„21. Bei Examinirung der gefangenen moderation brauchen.

„Schleißtt daß ers niemand zur schmach sondern auff begehren E. „E. Raths gestelt, woll sich in Gottes Worth mehr erfahrenen mei„nung gern vndergeben, rathet was wider Gott abzuschaffen Ist weit„leufig mitt allegirung Keyserlicher vnd Geistlicher Rechte. An allen „Orthen deffendirt er dise vndt den Bapst, auch der Kirchen oder de„ren Geistlichen freyheit wider die Weltlichen."

Auch merkte Wenker mit vollem Rechte am Rande an: „Keysersperg gut bäpstisch."

Weder Specklin noch Bühler sagen etwas von dem Roraffen, in ihren Chronicken, weder bei dem Jahre 1496 noch bei dem Jahre 1501. Wencker, seinerseits, giebt nur die so eben mitgetheilte Stelle.

Ein gleiches Schicksal dürfte wohl Dr. Geilers Vortrag selbst, der noch zu des Registrators Clussrath Zeit im städtischen Archive aufbewahrt wurde [1]), erlitten haben. Auch dieses merkwürdige und in vielfacher Hinsicht höchst wichtige Dokument, scheint, mit noch so vielen andern nicht minder kostbaren und unersetzlichen Urkunden, zernichtet worden zu seyn!

Immerhin aber sind dennoch einige Angaben über den Vortrag, den Dr. Geiler vor den Herren Räthen und Einundzwanzigen hielt, bis auf uns gekommen.

Ziemlich ausführlich drückt sich der Registrator Clussrath über denselben aus, in der interessanten Stelle seiner handschriftlichen Collectaneen, in welcher er des Roraffen und Dr. Geilers Vortrag gedenket. In jener Stelle ertheilet uns Clussrath, zu gleicher Zeit, übereinstimmend mit Peter Schott, und wahrscheinlich mit Geilers eigenen Worten, einige Aufschlüsse über die eigentliche Bedeutung und über die schandbaren Misbräuche des Roraffen im Münster. Hier ist dieselbe in treu wieder gegebenem Urtexte:

„Auß dem Vortrag den Dr. Johann Kaysersberg, „Anno 1501, bey Herren Räth und XXI abgelesen, „find sich daß derselbe auf Abschaffung dises Rohr„affen hefftig getrungen, mit Vorwenden daß es „ein ärgerliche Sach seye, daß vmb Pfingsten, „wann das Landvolckh mit großen Schaaren, nach „alter Gewonheit, processionsweiß in das Mün„ster komme, ihr deuotion darinn zu verrichten, „so stelle mann ein Person, bißweilen einen Ley„en, bißweilen einen Pfaffen, in den Rhoraf-

[1]) Nach seiner Erzählung fügt Clussrath ein. Wort hinzu um die Abtheilung des Archivs anzuzeigen, in welcher Geilers sogenannter Vortrag, zu seiner Zeit, aufbewahret wurde.

„sen, welcher mit Schreyen vnd Singung spötli-
„cher, schandbarer Lieder der armen Bawrsleüth
„spottet, zu ihnen schreyet vnd lachet, vnd solches
„vnder werender Meß, Predig vnd Firmung, ja
„vnder dem Ambt, der Vesper vnd Complet.

„Wird daselbsten auch deß vnsinnigen Weibs
„von Geispoltzheim gedacht, welches durch ein Ehr-
„würdiges Thumcapitul abgeschaffet worden.“ [1])

Schluß.

Ob also, von da hinweg, des Roraffen Gebrüll gänzlich verstummte im Münster, ist ungewiß. Sehr wahrscheinlich ist es aber, daß dem Vortrage Dr. Geilers ein demselben entsprechender Beschluß des Rathes folgte. Doch dürfte der Roraffe auch, troz des Doctors heftigem Ankämpfen, noch länger fortgedauert und erst beim Ausbruche der Reformation, in der allgemeinen religiösen Aufregung untergegangen seyn. Sollte der mittelalterliche Schalk, in der That, bis dorthin fortgedauert haben, so wäre zuversichtlich seine Stimme, wie laut er auch brüllen mochte, verhallet im Sturme jener tief bewegten Zeit. Immerhin bin ich, vorerst, ausser Stande, den Zeitpunkt der Abschaffung des Roraffen genau und mit historisch erwiesener Gewißheit anzugeben.

Jedenfalls aber hat man Mühe zu begreifen, daß des frevlen und frechen mittelalterlichen Gesellen Herrschaft also lange unangefochten und unangetastet fortdauern konnte; denn all sein Treiben, all sein Schmälen und Verhöhnen war, wie gesagt, eitler Spott und offene Verachtung für die Kirche,

[1]) Von diesem Letztern ein ander Mal.

für deren Gebote und Diener. Andererseits aber zeigt auch gerade dieses lange ununterbrochene Fortbestehen des Roraffen, wie tief dieser althergebrachte Gebrauch in dem damaligen Volksleben und in der Volksgunst Wurzel gefaßt hatte, und wie sehr unsere Vorältern sich, Jahrhunderte hindurch, ergötzten an seinen derben, gewiß nur allzuoft pöbelhaften und sogar zottigen, unflätigen und unzüchtigen Späßen und Witzen.

Am auffallendsten bleiben immer, für uns Neuern, die spöttischen und gotteslästerlichen Ausfälle, welche der Roraffe sich in der Kirche, während des Gottesdienstes, in Gegenwart und im Angesichte der Geistlichen, ohne Widerstreben dieser Letztern, und sogar, wie es scheint, mit stillschweigender Einwilligung derselben, sich erlaubte; und noch weit mehr, daß nicht selten — Clussraths Auszug aus Dr. Geilers Vortrag bezeuget dies — es sogar geistliche Herren waren, welche sich den Spaß machten hinter dem Roraffen dieses schandbare Spiel zu treiben und dasselbe ungestraft treiben durften. Wer aber tiefer eingedrungen ist in den Geist des Mittelalters, und in die Sitten und Gewohnheiten unserer Vorfahren, dem bieten selbst solche, anscheinend jeglichem Sittlichkeitsgefühle und dem jeweiligen gesetzlich-gesellschaftlichen Zustände widerstrebende volksthümliche Gebräuche und Feste nichts unbegreifliches noch störendes mehr dar. Selbst das auffallendste und unbegreiflichste wird sodann klar und faßlich, denn hier, wie beinahe überall, berühren sich wieder die beiden Endpunkte. Neben dem Lichte herrschet der Schatten; neben dem streng orthodoxen kirchlichen Glauben wohnet bald schüchtern, bald unverhohlen und in offenem Kampfe begriffen der Zweifel, und erstehen Ketzereien aller Art; und zur Seite des einfaltsvollen kindlich frommen Glauben des Volkes stellt sich frech und verhöhnend der frevle Spott. In einer andern Hinsicht bezeugen aber auch wieder

das Aufkommen und die lange Dauer solcher augenscheinlich mit dem Geiste und mit den Geboten der Kirche in grellstem Widerspruche stehenden Gewohnheiten, und zwar oft in den Gotteshäusern selbst, die festbegründete Macht der Kirche und der Geistlichkeit im Mittelalter, das hohe Ansehen in welchem Beide bei dem Volke standen und den bedeutenden Einfluß, welchen sie auf dasselbe ausübten. So groß waren dieser Einfluß und dieses Ansehen, daß selbst die gröbsten, pöbelhaftesten Mißbräuche und Auswüchse Jahrhunderte lang fortdauern konnten, ohne jenem Einflusse und jenem Ansehen Eintrag zu thun oder die Macht der Kirche und des Klerus völlig und unwiderruflich zu untergraben und zu brechen.

Immerfort werden aber auch die Erinnerungen an solche, für uns Neuern beinahe unglaubliche Volksfeste, wie unzulänglich und unvollständig auch die Angaben und Mittheilungen seyn mögen, welche bis auf uns gekommen sind, mitgezählet werden zu den auffallendsten und merkwürdigsten Nachklängen aus jenen von unserer Zeit so vielfach verschiedenen Jahrhunderten, deren Andenken sich immer mehr verwischet. Doch selbst das Wenige was wir wissen über diesen Gegenstand, eröffnet uns schon eine endlose, höchst wichtige Aussicht in das vielbewegte mittelalterliche Volksleben. Ja es genüget sogar oft eines blosen Blickes auf ein solch eigenthümliches Bild, um wieder da und dort einen heller leuchtenden Punkt zu erkennen, mitten in dem allzuhäufig undurchdringlichen Dunkel der Vergangenheit; und mit Wohlgefallen ruhet dann der forschende Blick aus und kräftiget sich aufs Neue auf solchen, leider! nur allzuseltenen Glanzpunkten.

Chronik

des Jahres 1831,

für

Literatur, Kunst und Alterthum.

I.

Literatur.

Werke von elsässischen Schriftstellern, oder in elsässischem Verlage erschienen, von Ende 1850 bis Ende 1851.

Von 1849 ist nachzutragen:

C. Schmidt, professeur à la faculté de théol. de Strasbourg. *Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois*, 2 vol. Paris et Strasbourg, chez Treuttel et Würtz.

Charles de Villers, *Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther*, ouvrage couronné par l'Institut en 1804, *cinquième* édition, augmentée du précis historique de la vie de Martin Luther, de Mélanchton, revue et publiée avec une préface et des notes, par A. **Maeder**. Paris et Strasb., chez Treuttel et Würtz 1851. Die Veröffentlichung dieses Buches, und namentlich die in einem versöhnlichen Geiste geschriebene Vorrede, hat das Bestreben den Geist der Reformation zur genauern Kenntniß Frankreichs zu bringen; die beigefügten Anmerkungen, so wie die im Texte selbst angebrachten Verbesserungen, machen diese stets werthvolle Schrift zu einem ganz neuen Werke, das auch den Besitzern älterer Ausgaben willkommen sein muß.

J. W. Baum, Theodor Beza, nach historischen Quellen dargestellt. Zweiter Band, Straßburg, bei Treuttel u. Würtz.

Dr. Bruch, Dekan der theol. Fakultät, kirchlicher Inspektor zu Straßburg, Weisheitslehre der Hebräer, ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie, Straßburg, bei Treuttel u. Würtz. Schon von mehreren Blättern als ein ausgezeichnetes Werk beurtheilt, welches eine bedeutende Lücke in der Geschichte der Philosophie ausfüllt.

Max de Ring, *Histoire des Germains*, depuis les temps les plus reculés, etc. Strasbourg, chez Ed. Huder.

Le même. Quelques notes sur les *légendes de Saint-Georges*, nouvelle édition. Strasb. chez Salomon. (1850).

F. J. Fues, Der heilige Morand, Apostel und Patron des Sundgaues und der Stadt Altkirch. Straßburg, bei Ed. Huber. (1850).

Schœpflin, l'*Alsace illustrée*, traduction de **L.-W. Ravenèz**, livraisons 7e, 8e et 9e. Mulhouse, chez Perrin.

Annuaire du département du *Haut-Rhin*. Colmar, chez Mad. Ve Decker.

Annuaire du département du *Bas-Rhin*. Strasbourg, chez Ve Berger-Levrault et fils.

Victor Blouet, un Fontonarose, roman, chez Edler à Haguenau.

Dr. **Hunkler**, Ehrendomherr von Paris und Straßburg u. s. w. Leo der Neunte und seine Zeit. Mainz, bei Kirchheim, 1851, S. 56—62 und 90—96. Eine ausgedehnte und gediegene Kritik dieses Werkes über den elsässischen Papst Leo IX, gibt W. Guerber im Katholischen Kirchen- u. Schulblatt.

Das Katholische Kirchen- und Schulblatt, Straßburg, bei Le Roux, seit 1840 erscheinend, gibt von Zeit zu Zeit gutgeschriebene Mittheilungen über kirchliche Monumente und Alterthümer.

Colani, *Revue de théologie et de philosophie chrétiennes*. Paris, Genève et Strasbourg.

Ch. Bœrsch, *Bulletin académique du département du Bas-Rhin*, 4°, Strasb., chez Silbermann.

Fréd. Kirschleger, *Flore d'Alsace*, Strasbourg. Folge. Soll 15 bis 16 Lieferungen enthalten.

Revue d'Alsace, 12 livraisons, Colmar, chez Mad, Ve Decker.

Arnold's Broschüre: Notice littéraire et historique sur les poètes alsaciens, ist darin wieder abgedruckt und mit Anmerkungen begleitet von **Coste**

V. Caumont, Lectures intéressantes pour le cœur et l'esprit, nouvelle édition. Mulhouse, chez J. P. Risler,

J Bacquol, l'*Alsace ancienne et moderne ou Dictionnaire géographique, historique et statistique du Haut- et du Bas-Rhin*, deuxième édition revue et augmentée. Strasb. chez l'auteur. Dieses gewissenhafte Buch ist in seiner neuen Ausgabe (die erste erschien 1849) ein für jeden Freund des Elsasses durchaus werthvolles und unentbehrliches Werk geworden. Viele Artikel der ersten Ausgabe sind ganz umgearbeitet, andere bedeutend vermehrt und neue hinzugefügt worden. Als einen namhaften Gewinn des Buches, bezeichnen wir über hundert neue statistische Tabellen, welche der Verfasser zum ersten Male veröffentlicht; sodann sind die in der ersten Ausgabe beigegebenen, von E. Lemaitre chromo-lithographirten 37 elsässischen Stadtwappen, nach dem Armorial général de France verbessert und mit 15 Wappenschildern vermehrt worden; endlich sind noch sechs Blätter, elsässische Münzen darstellend, und eine schöne Karte der Provinz Elsaß im Jahr 1790, von E. Simon lithographirt, beigegeben.

X. Boyer, conseiller à la Cour d'appel à Colmar, *Histoire d'Alsace*; soll bei Hoffmann in Kolmar, in drei Bänden erscheinen.

D. Risler, *Histoire de l'industrie dans la vallée de Lièpvre*, département du Haut-Rhin, Ste-Marie-aux-mines, chez A. Jardel, 1848, mit neuem Titel 1851. Ein höchst interessantes Büchlein, welches außer der Geschichte des Silberbergbaues und der übrigen im schönen Lebertbale getriebenen Industrie, ein anziehendes Gemälde vom Leben und den Sitten der ehemaligen Bergleute gibt und drei alte deutsche Berggesänge aus einem 1722 in Mariakirch erschienenen Liederbuche mittheilt, worunter sich namentlich dasjenige beim Begräbniß eines Bergknappen, durch tiefes religiöses Gefühl und ächte Poesie auszeichnet. Wir hoffen in Stand gesetzt zu werden unseren Lesern im nächsten Jahre einige der schönsten dieser Lieder mittheilen zu können.

Beaulieu, *Antiquités des eaux minérales de Vichy, Plombières, Bains et Niederbronn.* Strasbourg, chez Mad. veuve Berger-Levrault.

Christian Bartholmèss, de Strasbourg, *Histoire philosophique de l'académie de Prusse.* Ouvrage couronné en 1851. Paris.

August Stöber. Die Sagen des Elsasses, nach der Volksüberlieferung und den Chroniken, neu gesammelt und dargestellt, mit einer Sagenkarte des Elsasses. St. Gallen, bei Scheitlin und Zollikofer. Zweite Lieferung. (Die dritte, Schluß, folgt in einigen Wochen).

Desselben: Neujahrs-Stollen, in zweiter Auflage, unter dem Titel: Alsatia für 1850, gedruckt und verlegt bei J. P. Rißler, in Mülhausen. In Kommission bei Franz Köhler in Stuttgart.

II.

Kunst.

Farbendrucke, Kupferstiche, Steindrucke.

Gemaltes Glasfenster aus dem 13. Jahrhundert, im Straßburger Münster. Es ist von Silbermann in achtzehn Farbentönen gedruckt, nach einer Zeichnung von Baptiste Petit-Gerard, der im Verein mit dem Chemiker Karl Ritter, die Glasmalerei in Straßburg auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hat. Der gewählte Gegenstand: vier Ritter in voller Rüstung darstellend, ist die Hälfte des zweiten Fensters, im

Ober-Schiffe, auf der Seite des Evangeliums. Zeichnung und Ausführung sind meisterhaft und machen den beiden tüchtigen Männern Ehre, die nach und nach, auf gleiche Weise, sämmtliche Glasmalereien unseres herrlichen Münsters herauszugeben gedenken.

Die Mosaik von Bergheim, in Farben-Lithographie von E. Simon, in Straßburg.

Portrait von Theresa Milanollo, Kupferstich von Th. A. Schuler, in Straßburg.

Rawenswood dans les sables, lithographie, par **Th. Schuler**, Strasbourg.

Madonna, Lithographie, von J. Guerin, Straßburg.

Abbé **Comballot** Lithographie von Mlle. **Violet**, Straßburg.

Esquisses physiologiques de la ville de Strasbourg, in 8 Lieferungen Lithographieen, Straßburg.

Holbeins Todtentanz, in 40 Blättern, Lithographieen, von Fr. Wentzel, Weißenburg.

III.

Alterthümer.

Zu Ende Mai 1850 wurden in einer Felsspalte, zwischen Sentheim und Guewenheim, im Canton Maßmünster, einige 60 römische Silbermünzen gefunden.

Die berühmte Bergheimer Mosaik, um welche sich Hr. Hugot, Archivar und Bibliothekar der Stadt Kolmar, so viele Verdienste erworben hat, ist nun, seit Sommer 1851, im Chor der Kirche Unterlinden, das zum Musäum der Gesellschaft Schöngauer umgewandelt worden, eingelegt, gereinigt und die fehlenden Stücke durch Hrn. Pedraglio, einen ausgezeichneten italiänischen Künstler, ergänzt worden. [1])

Der Herausgeber.

---

[1]) Die *Revue d' Alsace* hat durch E. Simon in Straßburg, nach den Zeichnungen der Herren L. M. Boltz und K. Geiger, ein chromo-lithographirtes Blatt veröffentlichen lassen, welches die Mosaik darstellt.

Auffindung eines römischen Altars in Zabern. Die Ausbesserungen, welche in diesem Augenblicke am Pfarrhause vorgenommen werden, veranlaßten die Auffindung eines römischen Altars in der alten Stadtmauer von Zabern. Derselbe hat vier Seiten, wovon zwei sehr gut erhalten sind, die beiden andern waren schon zur Zeit verstümmelt worden, als man den Altar in die Stelle gemauert, wo ihn die Arbeiter aufgefunden haben. Auf einer Seite befindet sich ein nackter Herkules, der sich mit der rechten Hand auf eine Keule stützt; die linke Hand, welche vermuthlich zur Zeit der Errichtung der Mauer abgeschlagen wurde, schien einen großen Bogen gehalten zu haben; er trägt einen umgestürzten Köcher; die linke Schulter bedeckt eine Löwenhaut. Bis jetzt sah ich noch keinen Herkules mit Köcher und Bogen. Rechts von ihm, auf der andern Seite, befindet sich ein Merkur, in Gestalt eines behenden, wohlgestalteten Jünglings; er ist nackt wie der Herkules; eine Art Chlamys[1]) bedeckt die linke Schulter; sein Kopf ist mit zurückgeschlagenen Flügeln besetzt; in der linken Hand hält er den Schlangenstab, in der rechten einen Beutel (bulga); zu seinen Füßen steht rechts ein Bock, links ein Hahn. Beide Bas-Reliefs sind von Meisterhand gemacht; niemals sah ich schönere und besser erhaltene. Die beiden andern Seiten des Altars stellten wahrscheinlich Vesta, Minerva oder Venus dar, wie auf dem Säulenstuhle in Ell.

Der Stein enthält keine Inschrift und scheint aus den weißen Sandsteinbrüchen vom Büchelberg, bei Pfalzburg, zu stammen. Sämmtliche römische Alterthümer, welche ich in unseren Bergen zu beobachten Gelegenheit hatte, sind aus jenen Steinbrüchen gezogen.

Der Herr Maire der Stadt Zabern hat diesen, in historischer und archäologischer Hinsicht so interessanten Altar, im untern Geschosse des Kollegiums aufstellen lassen, wo somit nach und nach ein kleines Musäum von Alterthümern gebildet werden kann.

Das Kollegium besitzt schon den Stein, dessen Schöpflin erwähnt und der folgende Inschrift führt:

MERCVRIO
ET. APOLLINI
MAGIORIX. ET
QVINTVS. SECVN
DI. FIL. V. S. L. M.

[1]) Kriegskleid der römischen Patricier.

Schöpflin sagt, dieser Stein sei in dem, Königshoffen, Kaltweiler oder Herrgott zubenannten Bezirke des Stadtwaldes gefunden worden, der jetzt in das Gebiet des Marne- und Rhone-Kanals gefallen ist.

Zabern, 19. Juli 1851. Ohleyer.

Hohen-Königsburg. Die Regierung hat im August zwei Ingenieure von Paris nach dem Schlosse Hohen-Königsburg, bei Schlettstadt, geschickt, um den Grundriß desselben aufzunehmen und es in allen Theilen auszumessen. Dieser löbliche Schritt wird sie hoffentlich bewegen, im Einverständniß mit dem dermaligen Eigenthümer, die nöthigen Ausbesserungen zur Erhaltung dieser großartigsten aller elsässischen Burgruinen zu machen. Bei den Nachgrabungen, welche diese Arbeit veranlaßte, trafen die Ingenieure auf mehrere unterirdische Gänge, die bis jetzt noch unbekannt waren, auch fanden sie unterhalb der schön erhaltenen Wendeltreppe, welche auf den nördlichen Thurm führt, eine kleinere Treppe, die mit jener in Verbindung steht; auf derselben entdeckten sie einen runden, rothen Sandstein, von einem Meter im Durchmesser, mit einem fünfunddreißig Decimeter großen Kopfe; derselbe stellt einen Greis vor mit Schnurr- und Kinnbarte, ohne sonstige Attribute und von höchst mittelmäßigem Kunstwerthe. Diese runde Steinplatte ruhte auf drei kleinen glatten Säulen und ist so rein und gut erhalten, als käme sie eben aus den Händen des Steinmetzen.

Der Herausgeber.

Unser geehrter Mitarbeiter, Hr. Professor Ohleyer, hat eine schon im Jahr 1845 von ihm entdeckte Inschrift aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts, welche sich, auf Mannshöhe, am Thurm der Kirche zu St. Peter und St. Paul, in Weißenburg befindet, mit der Erlaubniß des Maires und des Pfarrers, im September 1851, wieder neu und tiefer graben lassen, da dieselbe beinahe verwischt war. Sie stößt die von manchen ältern Chronikschreibern gemachte Behauptung um, als habe Dagobert I den Thurm gebaut, und lautet also:

S . SACMVEL . ABBAS . HANC
TVRRIM . FECIT.

— Eine andere Inschrift vom Jahr 1074 wurde im Hause des

Hrn. Siebecker gefunden, das auf den Ueberresten der alten Mauer steht, welche das Kloster umgab, und woselbst früher eine Thüre war. Da im Jahr 1454 die Stadt, den, zwischen der Lauter und dem Kloster gelegenen und unter dem Namen Flotz bekannten Platz, beanspruchen wollte, kam es zu einem Prozeß, vor dem Gericht in Speier, wobei ein hundertjähriger Greis als Hauptzeuge für die Rechte des Klosters sprach. Im Zeugenverhör heißt es: „Gilgen Laulin der Bürger der do ist by sin hundert joren als er spricht daß im wol gedenck das ein mur stand by der Kellerei bitz vff die Luter da gieng ein clein düre durch und durch die düre giengen die Herre des stiffts spazieren vff dem plan von einer porten zu der andern, eines apts sin vnd sins stiffts vnd niemans darvff zu buwen oder holtz zu legen habe ou vrlop ond verhengnisse eines apts . . .“

Die Buchstaben der Inschrift sind oben und unten stark verwischt und der Stein, in der Richtung der Länge, gesprungen. Sie lautet also:

QͥD. SAPIAT. X̄ͥDE. SAMVEL. FERT. ĀBIT^{s} ISTE.

ANNIS . NĀ . SENIS . Tͬ . CŌTVLIT . ISTA . FIDELIS.

ANNO . DNI . MLXXIͦIͦIͦI . II IDS . NOVĒͥBs . DEDICA

TV̄ . Ē . HOC . MON̄ . A . HEINRICO . SPIR̄NSI . ĒPO.

Diese Inschrift muß also gelesen werden:

Quid sapiat chlamide Samuel fert ambitus iste
Annis nam senis ter contulit ista fidelis
Anno Domini MLXXIIII. II idus Novembris dedicatum est hoc monasterium a Heinrico spirensi episcopo.

Bernhard Hertzog sagt: „Samuel ward Abt nach Absterben Bischoffs Arnoldi, † 1055; dies ist irrig, er starb erst 1056 und wenn man ter senis oder 18 dazu zählt, findet man gerade 1074. Es scheint Abt Samuel fieng sogleich nach seinem Amtsantritt an zu bauen und brauchte dazu 18 Jahre. Er starb 1098, regierte folglich 42 Jahre. Hertzog gibt dieselbe Zahl 42, läßt ihn aber schon 1092 sterben, was dann nur 37 Jahre ausmachte. Er baute auch das St. Pauliner Schloß und St. German. Ohleyer.

Das älteste Crucifix im Elsaß und vielleicht im ganzen Rheinthale, steht auf dem höchsten Punkte des Hügels, welcher zwischen der Bleiche und den dazugehörigen Gütern der Herren Häfeli und zwischen der Straße von Pfastatt, bei Mülhausen, sich erhebt.

Es ist dreiarmig [1]), aus hartem weißgrauem Sandstein, grob und plump und ohne alle Kunst gehauen. Die Höhe vom Boden weg, in welchem es schon lange fest zu stecken, aber seine ursprüngliche Richtung (es wendet sich jetzt nach Süd-West) verloren zu haben scheint, beträgt 1 Meter 50 Centimetres; der horizontale Doppelarm des Kreuzes mißt zwei Metres 15 Centimetres, während der sich zur rechten Seite neigende Kopf, von welchem nur noch höchst unvollkommene Umrisse vorhanden sind, 75, und die Brust 61 Centimetres mißt.

— In der Revue d'Alsace, Novemberheft 1851, gibt L. Schneegans einen interessanten Bericht über die Umgießung zweier, aus dem 14. Jahrhunderte stammenden Glocken der Kirche von Mutzig, welche von Meister Andres, von Kolmar, herrühren. Die neuen Glocken sind von unserm verdienstvollen Landsmanne L. Edel, in Straßburg gegossen, und den 13. August 1850 in Mutzig eingeweiht worden. Schneegans fügt dazu die gewiß interessante Notiz, daß Glockengießer Edel, vor Kurzem erst, zwei Glocken, wovon die größere 60½ Kilogrammes (121 Pfund) und die kleinere 39 Kilogrammes (78 Pfund) wiegend, auf Bestellung des Königs Ubyé, Prinzen von Tigraï, nach Abyssinien geschickt hat. Die Bestellung machte Wilhelm Schimper, ein Vetter des gleichnamigen tüchtigen Conservators des Straßburger naturhistorischen Musäums, der zur Zeit Statthalter in Antitscho, in der abyssinischen Provinz Tigraï, ist. Der Brief des Königs von Ubyé, worin er Schimper jenen Auftrag ertheilt, ist aus dem Lager von Hanesên gegeben, und vom 6ten Tag des Monats Mascarram 1843, der abyssinischen Zeitrechnung, was dem 15. November 1850, der unsrigen entspricht.

Der Herausgeber.

---

[1]) „Das dreiarmige Kreuz hat sich beständig im Occident erhalten. Es findet sich auf Mosaiken . . . und im Süden wie im Norden von Europa gibt es viele Kirchen aus dem Mittelalter, in welchen das Kreuz des Herrn auf diese Art abgebildet ist. Auch einzelne Mönchsorden nahmen dasselbe an, und den drei großen Ritterorden war es nicht unbekannt." S. Fr. Münster, Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen, Altona, 1825, 4°, I, S. 71.

Nachwort

an Freunde des Alterthums und an Verfasser und Verleger elsässischer Litteratur- und Kunstwerke.

Die Freunde elsässischer Alterthümer, bitte ich, mir die neuen Entdeckungen und Aufgrabungen gefälligst anzeigen zu wollen oder eigene Notizen darüber für die Alsatia abzufassen; so wie ich auch sämmtliche Verleger elsässischer, in das Gebiet unseres Jahrbuchs einschlagender Bücher, wie diejenigen von Produkten der zeichnenden Künste, einlade, ein Exemplar derselben an die Redaktion der Alsatia zu schicken, in Mülhausen an die Buchhandlung J. P. Rißler, oder in Straßburg abzugeben in der Buchhandlung C. F. Schmidt, kleine Gewerbslaube. Da die Alsatia nicht nur im Elsaß, sondern auch in der Schweiz und in Deutschland verbreitet ist, so ist es wohl zweckmäßig jedes Jahr ein vollständiges Verzeichniß unserer literarischen und künstlerischen Leistungen in diese Nachbarländer zu schicken. Die der Redaktion zukommenden Werke sollen sämmtlich in der Chronik angezeigt und den bedeutendern derselben, wird in Zukunft eine weitere Besprechung zu Theil werden. Indem, auf diese Weise, die Alsatia, nach und nach ein möglichst getreues und vollständiges Bild von der Vergangenheit des Elsasses, sowohl in Beziehung auf das Land als auf seine Bewohner zu liefern anstreben wird, will sie auch in fortlaufenden Berichten, dem in der Gegenwart thätigen Geiste der Literatur und Kunst, sein gutes Recht widerfahren lassen; wozu sie alle Freunde des Heimatlandes zu fleißiger Mitwirkung aufruft.

Der Herausgeber.



Inhalt.

Seite



Seite







